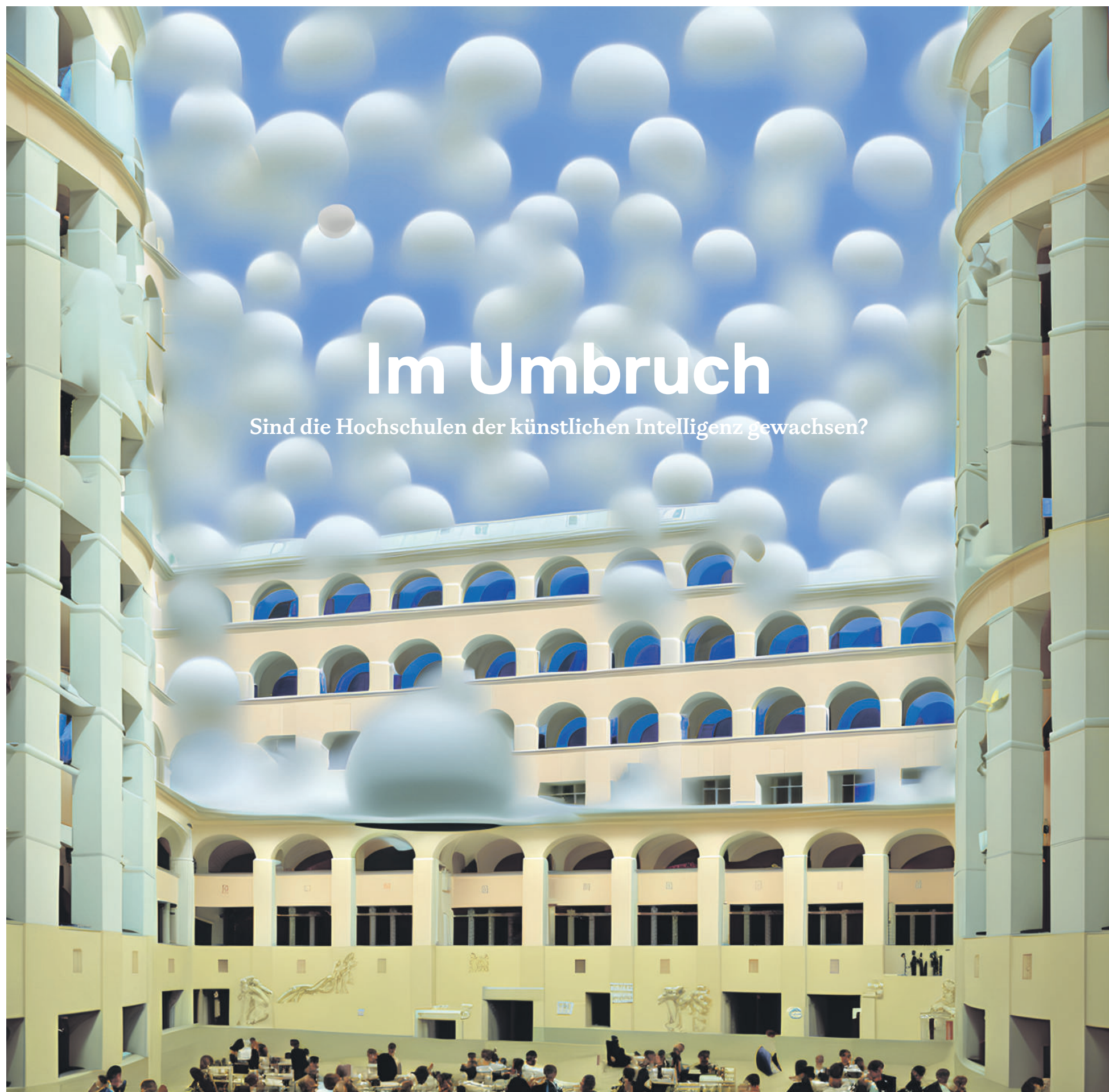


# Zürcher Studierendenzeitung



## Im Umbruch

Sind die Hochschulen der künstlichen Intelligenz gewachsen?

### Schweigen

Die Uni hält ihre Fallzahlen zu sexueller Belästigung geheim

### Grundrechte

SVP-Initiative ist ein Angriff auf Zürichs Demonstrationsfreiheit

### Cannabis

Zu Besuch in einem Kiffer-Café, wo Kauf und Konsum legal ist

### Newcomer

Nelio Biedermann legt mit 20 Jahren seinen Debütroman vor

## News

### 5 KI und Hirn vernetzt

Neuralink testet Implantat

### 5 Zehn Jahre ohne EU-Programme

Bundesrat stellt Erasmus hinten an

### 6 Anti-Chaoten-Initiative erklärt

Junge SVP will Bewilligungspflicht

### 7 Erleichterter Stipendienzugang

Schnellere Integration für Status F

### 8 Neues Bahnbündnis in Berlin

Studis streiken mit Fahrer\*innen

## Kultur

### 17 Neue Hipster-Mensa am Irchel

Vegan, reservierbar und KI-betrieben

### 19 Kiffen von der Stadt gesponsert

Ein Besuch in einem Social Club

### 21 Wenn Körper sprechen

Ausgestellt im Museum für Gestaltung

### 22 Zürichs «Writer in Residence»

Sayaka Murata im Portrait

### 23 Nachwuchsautor an der Uni

«Stolz bin ich schon»

## Thema

### 12-13 KI in der Hochschullehre

Die Uni hinkt der ETH hinterher

### 13 Inklusion durch Technik

KI lernt Gebärdensprache

### 14-15 ETH will oben mitmischen

Michael Hengartner im Interview

### 9 Senf der Redaktion

17 Ich war noch niemals in ...

18 Bildbox

18 Kolumne

22 Impressum

23 Rezensionen

24 Rätsel

24 Comic

## Editorial

*Intelligent* — Letztes Jahr wurde die «Swiss AI»-Initiative lanciert, bald nimmt der Supercomputer «Alps» seinen Betrieb auf und in Heilbronn soll ein ETH-Zentrum für Digitalisierung entstehen: Das Polytechnikum macht ernst mit der KI-Forschung. «Wir wollen das Feld nicht den USA überlassen», meint ETH-Ratspräsident Michael Hengartner im grossen ZS-Interview (Seiten 14-15). Die Schweiz soll es besser machen, verantwortungsvoller. Doch wie soll das gehen, wenn nationale KI-Regulierungen auf sich warten lassen und autoritäre Staaten die öffentlichen Forschungsergebnisse missbrauchen können? «Es ist eine Zwickmühle», gibt Hengartner zu. ETH-intern setzt er auf Diskussionen und die Selbstverantwortung. Und Swissness: «Ich mache mir wenig Sorgen, dass jemand etwas Verrücktes an einer Schweizer Uni macht».

Schneller als KI-Regulierungen sind auch die Studierenden. Gemäss einer nicht-repräsentativen Umfrage der ZS benutzt mehr als die Hälfte KI-Tools im Studium. Unsere Hintergrundrecherche (Seiten 12-13) zeigt auf, dass mehrere Uni-Fakultäten aber weder Kurse noch

Richtlinien für den Umgang mit KI haben. Es ist also bisher noch Glückssache, ob man im Studium einen kritischen Umgang mit den Tools lernt. Die ETH hingegen ist schon weiter: Sie hat für ihre Studierenden den eigenen Chatbot «Ethel» entwickelt, der beim Lernen unterstützen soll.

Analoge Abwechslung vom KI-Gerede bietet der Kulturteil der Ausgabe. Die japanische Schriftstellerin Sayaka Murata ist in Zürich zu Gast und erzählt, wieso sie sich als Kind wie in einer Menschenfabrik fühlte und wie dieses Gefühl ihre Erzählungen beeinflusst (Seite 22). Zum tief Durchatmen nehmen wir euch in einen Zürcher Social Club mit, wo man im Rahmen einer Studie legal kiffen darf (Seite 19). Und in unserer neuen Rubrik «Ich war noch niemals in ...» könnt ihr durch das Maschinenlabor der ETH irren und eine futuristische Dachterrasse finden (Seite 17).

Wir sind überzeugt: In Zukunft kann KI zwar ganze Seminararbeiten verfassen, doch die kritische Auseinandersetzung bleibt uns überlassen.

Für die Redaktion,  
Anahí Frank und Kai Vogt



Hier zeichnet Noah Liechti für die ZS.



# Die Uni verschweigt Zahlen zu sexueller Belästigung

Studierende fordern mehr Transparenz, auch im Kantonsrat ist eine Anfrage pendent. Die Uni beruft sich auf den Datenschutz.

Lisa Egger (Text) / Mara Schneider (Illustration)

## Wichtiges in Kürze

### Weniger Geld für die ETH

**Abstriche** – Dem Haushalt des Bundes fehlen bis 2025 voraussichtlich mehrere Milliarden Franken. Eine der Massnahmen, um das Loch zu stopfen: Der Beitrag für alle ETH-Institutionen soll einmalig um 100 Millionen gekürzt werden. Die ETH Zürich trifft dies mit 50 Millionen am härtesten. Die Hochschule habe genügend Reserven, um die Kürzung zu verkraften, ist sich der Bundesrat sicher. Anders sieht dies Joël Mesot, Präsident ETH Zürich. Er spricht von einem Missverständnis: «Der Bundesrat ist der Ansicht, dass wir die Kürzungen über Reserven auffangen können. Das ist aber nicht möglich», sagt Mesot gegenüber dem «Blick». (lea)

### Russo raus, Avec rein!

**Znüni** – Endlich herrscht Klarheit: Ein Avec zieht in das ehemalige Russo-Gebäude an der Zürichbergstrasse. Die Schaufenster-Auskleidung wirbt mit «frischen Preisen». Was sich hinter dem Konzept «The Kitchen by Avec» verbirgt, ist noch ungewiss. Die Ladenkette hat in grosse Fussstapfen zu treten, denn der Kultpausenkiosk Russo war seit 2002 heiss geliebt. (gio)

### Meditation zum Schlucken

**Forschung** – An der ETH kann Stress bald im Keim erstickt werden: Forschende haben einen Wirkstoff entwickelt, der das stressauslösende Kortisol-Rezeptorprotein eliminiert. Damit wird es einfacher, Stresserkrankungen gezielt zu behandeln. Bis jetzt gibt es dafür nur ein Medikament mit vielen Nebenwirkungen, das ursprünglich für Abtreibungen gedacht war. Bis der neue Wirkstoff an die Patient\*innen kommt, wird es wohl noch dauern. Freut euch also nicht zu früh, die nächsten Semester bleiben stressig. (lea)

### Uni Basel findet keine Mängel

**Urban Studies** – Kürzlich hagelte es in den Medien Kritik an der Uni Basel: Nach dem Hamas-Überfall wurde ein Schreiben auf der Website der Uni aufgeschaltet, das Israel die alleinige Schuld für die Eskalation gab. Dieses kam vom Fachbereich Urban Studies. Nach den Medienrecherchen löschte das Rektorat das Schreiben umgehend, die Kritik blieb: Statt fundierter Wissenschaft werde politischer Aktivismus gelehrt. Die Uni Basel hat den Studiengang nun überprüfen lassen und laut Eigenbericht keine systematischen Mängel gefunden. Entfernt wurden dafür einige Beiträge auf den sozialen Medien sowie ein Leitfaden für antirassistische Grundsätze. (lea)

Es kann eine beiläufige Berührung, eine zweideutige Frage oder ein «gut gemeintes» Kompliment sein. Sexuelle Belästigung hat verschiedene Gesichter, sie reicht von subtilen Äusserungen und Mikroaggressionen hin zu handfester Gewalt. Sie findet im Privaten wie in aller Öffentlichkeit statt. In einer Studie der Stadt Zürich von 2021 gaben neun von zehn jungen Frauen an, bereits mindestens einmal sexuell belästigt worden zu sein. Auch homosexuelle Menschen und trans Personen sind im Vergleich zu heterosexuellen Menschen be-

die Täter\*innen», bemängelt sie. Bedenklich scheint, dass nicht einmal die GLK Einblick in die Statistiken erhält. Und das, obwohl sich diese um die Prävention von sexueller Belästigung an der Uni bemüht. «Es ist schwierig, ein Problem anzugehen, dessen Ausmass man gar nicht kennt», sagt Eisele. Mehr Transparenz sei wichtig, um die bestehenden Massnahmen gegen sexuelle Belästigung auf ihre Wirksamkeit hin beurteilen zu können. Nach Aussage von Christina Seyler, der Geschäftsführerin der GLK, wurde nun eine

nommen» haben. Wie viele Fälle genau der Kommission RSB gemeldet und durch diese untersucht werden, will die Uni aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht sagen. Wessen Datenschutzrecht bei einer anonymisierten Veröffentlichung der Fallzahlen gefährdet wäre, kommentiert weder die Medienstelle der Uni noch die RSB.

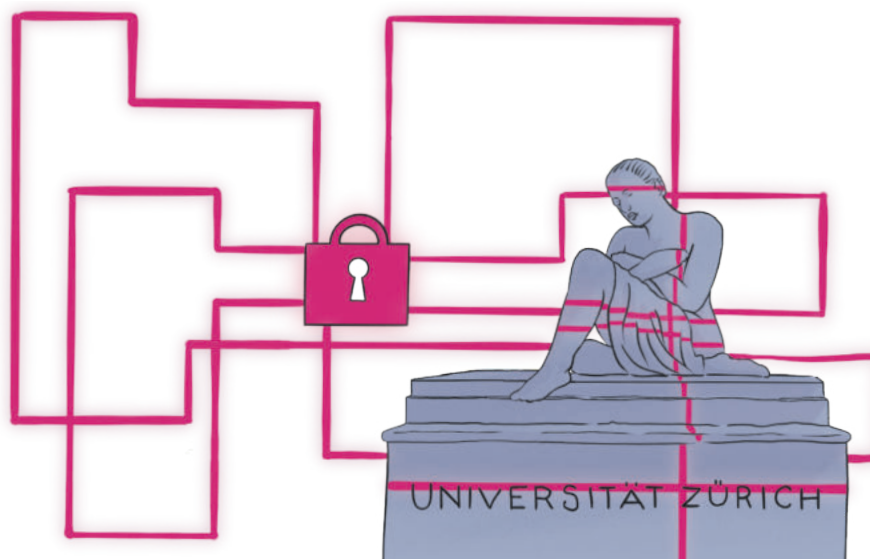
«Die Uni scheint sich hinter dem Datenschutz zu verstecken», kritisiert Eisele. Es sei für sie nicht ersichtlich, wie man aus anonymen Fallzahlen Rückschlüsse auf beteiligte Personen ziehen könne. Wie die «NZZ» schreibt, veröffentlichen andere Schweizer Hochschulen ihre jährlichen Fallzahlen, wie beispielsweise die Universität Bern und die ZHAW.

### Betroffene wünschen Sichtbarkeit

Derweil zeigt die Kampagne «Zürich schaut hin», wie ein offener Umgang mit sexueller Belästigung aussehen kann. «Wir wollen als Gesellschaft lernen, solche Situationen besser benennen zu können», sagt Co-Projektleiterin Dayana Mordasini. Nebst Schulungen und Workshops können bei einer digitalen, anonymen Meldestelle erlebte oder beobachtete Vorfälle gemeldet werden. Die gesammelten Daten sind öffentlich einsehbar, denn: «In unseren Umfragen wurde deutlich, dass sich Betroffene mehr Sichtbarkeit für ihre Erfahrungen wünschen», erklärt sie.

Seit Mai 2021 wurden über 1900 Fälle gemeldet, wobei verbale Belästigungen am häufigsten vorkamen. «Durch das Meldetool sollen die Menschen auch merken, dass sie nicht alleine sind mit ihren Erfahrungen», so die Co-Projektleiterin. «Gerade eine Einrichtung wie die Uni Zürich wäre ein passender Raum, um eine offene Diskussion über sexuelle Belästigung zu führen», sagt Mordasini. Eisele würde sich neben einer Veröffentlichung der Fallzahlen auch Informationen zur Dauer der Verfahren sowie zu bereits ergriffenen Massnahmen der Kommission RSB wünschen.

Seit mehr als einem Monat beziehen weder die Medienstelle der Uni noch die RSB Stellung zu den Fallzahlen oder den Geheimhaltungsvorwürfen. Es müsse zuerst die Anfrage aus dem Kantonsrat beantwortet werden, heisst es auf Nachfrage. Wann dies geschehen wird, kann die Medienstelle nicht sagen. Es wird sich noch zeigen, ob die Uni in Zukunft bereit sein wird, transparenter mit ihren Fallzahlen zu sexueller Belästigung umzugehen. Bis dahin bleiben die Haltung der Uni und ihre Argumentation aber schleierhaft.



sonders häufig betroffen. Zwar werden auch an der Uni Zürich Statistiken und Zahlen zu Fällen sexueller Belästigung erhoben, jedoch werden diese nicht veröffentlicht und liegen einzig der Unileitung vor, wie die «NZZ» Ende Januar publik machte. Die Uni begründet ihre Intransparenz nurvage: Sie nennt lediglich den Datenschutz. Von verschiedenen Seiten werden nun Forderungen nach mehr Transparenz laut.

Im Kantonsrat steht derzeit eine Anfrage der GLP-Politikerinnen Nathalie Aeschbacher und Andrea Gisler aus, die vom Regierungsrat eine Rechtfertigung für die Geheimhaltung der Fallzahlen fordert. «Sexualisierte Gewalt an Universitäten ist besonders problematisch, da die Betroffenen in Machtkonstrukten gefangen sind und sich oft nicht trauen, Übergriffe zu melden», schreiben die Verfasserinnen in ihrer Anfrage.

Auch aus dem Studierendenverband melden sich kritische Stimmen: «An der Uni herrscht grosses Schweigen bezüglich sexueller Belästigung», sagt Seraina Eisele, Mitglied der Gleichstellungskommission des VSUZH (GSK) sowie der Gleichstellungskommission der Universität Zürich (GLK). «Wenn nicht offen über sexuelle Belästigung gesprochen wird, schützt man letztlich

Arbeitsgruppe gegründet, die verschiedene Anlaufstellen an der Uni genauer analysieren soll.

### Eine Ressourcenfrage?

Wer sexuelle Belästigung an der Uni erfährt, kann den Vorfall bei der Kommission «Reglement zum Schutz vor sexueller Belästigung» (RSB) melden und dort rechtliche Unterstützung einholen. Das Reglement bildet seit 2007 die rechtliche Grundlage in Fällen von sexueller Belästigung an der Hochschule. Darin wird klar festgehalten, welche Verhaltensweisen unter Belästigung fallen und welche Massnahmen für Täter\*innen folgen können.

Bei der Kommission RSB gelangen alle Meldungen zur untersuchenden Person, der Professorin für Straf- und Medizinrecht Brigitte Tag. Seraina Eisele stellt die Kapazität der Kommission RSB in Frage und fordert, dass mehr Ressourcen geschaffen werden, um Betroffene angemessen unterstützen zu können. Zudem sei das Reglement sehr auf die rechtliche Perspektive ausgerichtet, Massnahmen zum aktiven Schutz von Opfern würden jedoch fehlen. In einem Interview vergangenen März gab Brigitte Tag lediglich bekannt, dass die gemeldeten Fälle in den letzten Jahren «deutlich zuge-

**MACH MIT UNS DIE  
WELT EIN  
STÜCKCHEN BESSER.**



**DEIN GUT BEZAHLTER JOB MIT SINN  
FÜR DIE SEMESTERFERIEN.**



**Wesser**  
und Partner

# Das Internet ins Hirn gepflanzt

Tech-Milliardär\*innen träumen davon, den Menschen Chips einzusetzen und sie dadurch mit künstlicher Intelligenz verschmelzen zu lassen. Das Neuralink-Implantat ist der erste Schritt in diese Richtung.

Serafin Jacob (Text) / Camilla Chazar Testere (Illustration)

29. Januar 2024, 23:37. Elon Musk veröffentlicht auf X einen Post: «The first human received an implant from Neuralink yesterday and is recovering well. Initial results show promising neuron spike detection.» Später ergänzt er, das Implantat erlaube es, elektronische Geräte durch Gedanken zu steuern. Ziel sei es, dass Personen, die wie Stephen Hawking nicht sprechen können, «schneller als eine Schnellschreibkraft oder ein Auktionator» kommunizieren könnten. Die Tests an Menschen wurden von den Behörden letztes Jahr genehmigt.

Die Arbeit von Neuralink ist nur ein Teil des grossen Forschungsfeldes der sogenannten Brain-Computer-Interfaces (BCI), also Hirn-Computer-Schnittstellen. Diese sollen die Gehirnfunktionen elektronisch ergänzen. Bislang liegt der Fokus darauf, Menschen mit verschiedenen Einschränkungen ein normales Leben zu ermöglichen. Bereits 2019 wurde von US-Forschenden ein Gerät entwickelt, das Gedanken mittels eines Computers in tatsächliche Sprache umwandelt.

## Ein Heilmittel für alles?

Wissenschaftler\*innen der EPFL präsentierten Mitte vergangenen Jahres eine Apparatur, mithilfe derer ein querschnittsgelähmter Patient wieder Gefühl in den Armen und Beinen hatte und eigenständig laufen konnte, wenngleich eingeschränkt. Bereits 2022 gelang es dem Neuralink-Konkurrenten Synchron als erstes, einen Chip in das Gehirn zu implantieren, mit dem ein Tweet rein per Gedankenkraft ver-

öffentlicht wurde. Musks Forschung ist insofern kaum revolutionär, die Ideen, die nun technisch umgesetzt werden, sind zum Teil fünfzig Jahre alt, das Produkt selbst nicht einmal neuartig. Aber sie bietet einen Anlass, sich Gedanken darüber zu machen, wie wir in Zukunft mit dem digitalen Raum umgehen. Denn an sich klingt die Unternehmung gut, da Menschen mit Einschränkungen dadurch enorm viel Autonomie

**«Die Kluft zwischen Gewinner\*innen und Verlierer\*innen könnte sich noch schneller erweitern.»**

Hans-Johann Glock, Professor für Philosophie an der Uni Zürich

erlangen könnten. Doch wie zu erwarten sind die Milliardeninvestitionen in Unternehmen wie etwa Neuralink nicht dazu bestimmt, bei einer kleinen Zielgruppe halt zu machen. 2020 hielt Musk eine Show ab, in der er seine Visionen für die BCI vorstellte. Sie übertreffen sogar die Fantasien der kreativsten Dystopiker\*innen bei weitem.

Die Rede ist von einem Heilmittel für alles, einem Gerät, das übermenschliche Fähigkeiten wie Nachtsicht verleiht. Das langfristige Ziel: eine Symbiose des kollektiven Bewusstseins mit KI. Solche Versprechen müssen natürlich mit Bedenken entgegengenommen werden und wurden auch von der wissenschaftlichen Gemeinschaft zum Teil scharf kritisiert – das Vorhaben sei unethisch und unrealistisch. In

jedem Fall betritt die Menschheit mit solchen Entwicklungen eine neue Ära, und ungeachtet der tatsächlichen technischen Möglichkeiten von BCI ist es notwendig, diese Geräte und ihre Auswirkungen auf die Menschheit von einem allgemeinen Standpunkt aus zu betrachten.

## Handys könnten obsolet werden

Hans-Johann Glock, Professor der Philosophie an der Uni Zürich, sieht die Entwicklung zwiespältig. Zwar seien die möglichen Erleichterungen für eingeschränkte Personen gross. «Aber jede Möglichkeit der nicht direkt wahrnehmbaren und kontrollierbaren Intervention oder Informationssammlung über solche Chips stellt ein Risiko dar», schreibt Glock auf Anfrage.

Eine grosse Gefahr sieht er in den möglichen Ungleichheiten: «Wir erleben eine sich beschleunigende Entwicklung bestimmter Technologien zur individuellen Optimierung bei gleichzeitiger Schwächung humanistischer, universalistischer und egalitärer Ideale, selbst in liberalen Demokratien. Die Kluft zwischen Gewinner\*innen und Verlierer\*innen könnte sich dadurch noch schneller erweitern.»

Obwohl das Smartphone nicht sonderlich alt ist, hat es sich bereits zutiefst in der Gesellschaft verwurzelt. Es ist nicht auszuschliessen, das BCIs diese Rolle eines Tages übernehmen werden. Die vor kurzem lancierte Virtual-Reality-Brille von Apple deutet bereits an, wie permanentes Online-Sein aussehen könnte; Musk träumt davon, in Zukunft Chips bei Milliarden Menschen ein-



Moderne Telepathie: Mit einem Chip im Hirn kann man per Gedankenkraft tweeten.

zusetzen und die physische Welt zu überwinden. Wenn man bedenkt, dass jede der grossen Tech-Firmen eine Geschichte von Datenmissbrauch, Spionage und Manipulation vorzuweisen hat, scheint es mindestens riskant, diesen Akteur\*innen die weitere Entwicklung der digitalen Zukunft anzuvertrauen, denn bisher läuft die Regulierung deutlich langsamer als der Fortschritt. Sollten BCIs Allgemeingut werden, stehen wir vor vielen Problemen.

Zuletzt die Frage an Glock, ob er sich ein entsprechendes Gerät einsetzen würde: «Der Gedanke, einen Rennvelofahrer an der Steigung mit einem E-Bike zu überholen, reizt mich weniger als der, auf einem echten Velo oben anzu kommen. Und bei kognitiven Leistungen geht es hoffentlich den meisten ähnlich.»

## Bundesrat will sich den Austausch nicht leisten

Auf Annahme der Masseneinwanderungsinitiative wurde die Schweiz von den EU-Programmen Horizon und Erasmus ausgeschlossen. Bei den aktuellen Neuverhandlungen steht Erasmus an zweiter Stelle.

Meryam Bahi

Im Dezember 2023 haben sich die EU und der Bundesrat auf eine Neuverhandlung für das Forschungsprogramm Horizon Europe und das Austauschprogramm Erasmus geeinigt. Seit dem Ausschluss aus Horizon können Forschende nur eingeschränkt an Ausschreibungen teilnehmen, für die Finanzierung springt der Bund in die Bresche. Das Austauschprogramm Erasmus wurde durch das «Swiss-European Mobility Programme», kurz SEMP, ersetzt.

Die Neuverhandlungen für die beiden Programme sollen in diesem Frühjahr beginnen und noch vor Ende des Jahres abgeschlossen werden. Für die Zwischenzeit ist eine Übergangslösung vorgesehen, die den Forschenden aus der Schweiz ermög-

lichen soll, an der Ausschreibung des Europäischen Forschungsrates teilzunehmen. Allerdings stehen die Vorbereitungen zur Neuassoziiierung an Erasmus noch einige Schritte hinter denen zum Forschungsprogramm Horizon.

Nadège Widmer, Co-Präsidentin des Verbands der Schweizer Studierendenschaften (VSS), erklärt: «Dies ist hauptsächlich so, weil das Finanzierungspaket für Horizon bereits vom Bundesparlament verabschiedet wurde, was bei Erasmus nicht der Fall ist.» Da der Gesamtpreis für eine Neuassoziiierung an Erasmus noch nicht bekannt sei, könne der Bundesrat die Finanzierung noch nicht zur Abstimmung stellen. Zudem sei Horizon aufgrund seiner Bedeutung für

die Forschung von der Politik stärker hervorgehoben worden. Um den Bund zur Neuassoziiierung aufzufordern, hat der VSS am 9. Februar eine symbolische «Verlobung» zwischen der Schweiz und dem Erasmus-Programm auf dem Bundesplatz veranstaltet. Die Aktion wurde gemeinsam mit der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände und dem Erasmus Student Network organisiert.

Die Dringlichkeit des Themas ist offensichtlich: Seit einigen Jahren können sich Schweizer Universitäten und Hochschulen zwar an transnationalen Allianzen beteiligen, die finanzielle Unterstützung durch die EU fehlt allerdings. Widmer sagt: «Eine verspätete Assoziiierung verschlechtert die

Position der Schweiz im Bildungsbereich in Europa und der Welt.» Es sei wahrscheinlich, dass noch mehr europäische Hochschulen die Partnerschaft mit Schweizer Hochschulen aufgrund der damit verbundenen administrativen Komplikationen nicht mehr fortsetzen wollen. Für eine Wiederassoziiierung an Erasmus müsste der Bundesrat die Finanzierung beim Parlament beantragen. Das fordern derzeit neun Kantone mittels Ständesinitiativen. Doch in der aktuellen finanziellen Situation sei Erasmus eine finanzielle Herausforderung, meint Dimitri Sudan, Bereichsleiter für internationale Beziehungen bei Swissuniversities: «Ich persönlich glaube kaum, dass die Finanzierung von Erasmus vor 2027 möglich wird.»

# Ein Recht und keine Gefälligkeit

**Am 3. März geht es um Grundrechte: Sowohl die Anti-Chaoten-Initiative der Jungen SVP als auch der Gegenvorschlag des Zürcher Kantonsrats greifen die Versammlungs- und Meinungsäusserungsfreiheit an.**

Leonie Traber (Text) / Sumanie Gächter (Illustration)

Die «Anti-Chaoten-Initiative», lanciert von der Jungen SVP Kanton Zürich, antwortet auf die steigende Anzahl Demonstrationen, die im Kanton Zürich durchgeführt werden, und die zunehmende Fangewalt bei Fussballspielen.

Konkret fordert sie eine grundsätzliche Bewilligungspflicht für Demonstrationen und will die Kosten für polizeiliche Einsätze sowie entstandene Sachschäden auf die Teilnehmer\*innen von Demonstrationen abwälzen. Wer eine bewilligte Demonstration stört, soll ebenfalls zur Kasse gebeten werden. Weiter würde bei einer Annahme der Initiative die Räumung von Besetzungen den beteiligten Aktivist\*innen verrechnet. Der Gegenvorschlag des Kantonsrats geht nicht auf Sachbeschädigungen und Hausbesetzungen ein, übernimmt jedoch die anderen Forderungen der Initiative.

## Es wird gefordert, was bereits gilt

Sowohl die Initiative als auch der Gegenvorschlag fordern im Kern, was bereits im heutigen Rechtssystem verankert ist: In fast allen Gemeinden gilt für Kundgebungen aller Art eine Bewilligungspflicht. Zudem müssen Demonstrationen auch heute schon friedlich verlaufen. Gewalttaten wie Körperverletzung, Beleidigungen und weitere Gesetzesverstösse dieser Art sind strafrechtlich abgedeckt, Sachbeschädigungen können durch das Zivilrecht eingeklagt werden. Auch die Möglichkeit, Polizeikosten auf Teilnehmende einer politischen Kundgebung abzuwälzen, besteht in gewissen Kontexten. Das Initiativkomitee argumentiert, es ginge darum, gewalttätigen Chaos\*innen Einhalt zu gebieten.

Leandra Columberg, SP-Kantonsrätin, sieht das ganz anders: «Die Junge SVP sieht in diesem Thema eine Chance, sich zu inszenieren und instrumentalisiert die Tatsache, dass in der Bevölkerung ein gewisser Frust über Ausschreitungen an Demonstrationen besteht.» Mit einer Lücke im Rechtssystem habe dies allerdings wenig zu tun, der Vorschlag der Jungen SVP sei nicht grundrechtskonform umsetzbar. Es ginge den Initiant\*innen vielmehr darum, einen sogenannten «Chilling Effect» zu erzeugen. Es solle eine Abschreckwirkung erzielt werden, um Demonstrationen grundsätzlich zu unterbinden.

Die Initiative verlangt die Regelung der Demonstrationsvorschriften im kantonalen Recht. Dies verletzt die Gemeindeautonomie, welche von den Parteien im Initiativkomitee sonst stark verteidigt wird. Obschon in vielen Gemeinden bereits eine Bewilligungspflicht gilt, handhaben vereinzelte Städte dies anders, etwa die Stadt Zürich. Im November hat der Stadtrat entschieden, dass kleine bis mittelgrosse politische Demonstrationen mit bis zu hundert Teilnehmer\*innen nur noch einer Meldepflicht unterliegen sollen, die Verordnung wird nun dem Gemeinderat vorgelegt. Die Änderung soll die Ausübung des Grundrechts auf Versammlungsfreiheit einfach, unbürokratisch und kostenlos ermöglichen.

Durch solche kleineren Veranstaltungen würden Dritte, anders als bei Grossdemonstrationen, kaum eingeschränkt, heisst es in der Medienmitteilung des Sicherheitsdepartements. Mit einer Annahme der Initiative würde der Stadt Zürich diese Entscheidung abgesprochen und sie müsste sich den kan-

tonalen Regelungen beugen. «Es braucht im ganzen Kanton dieselben Regeln. Das gilt für die Bewilligungspflicht, aber auch für das Vorgehen der Polizei. Aktuell agieren die Stadtpolizei und Kantonspolizei auf demselben Gebiet anders bei unbewilligten Demonstrationen», sagt Camille Lothe, Präsidentin der SVP Stadt Zürich. Die Frage, ob dies keine Verletzung der Gemeindeautonomie sei, beantwortet sie nicht.

## Initiative gemäss UNO völkerrechtswidrig

Nach Lancierung der Initiative wurden mahrende Stimmen laut: Sie verstosse gegen Prinzipien des Rechtsstaats. Nach den Richtlinien des UNO-Menschenrechtsausschusses ist die Initiative gar völkerrechtswidrig. «Die Bewilligungspflicht widerspricht dem Völkerrecht und der Idee, dass friedliche Versamm-



lungen ein Grundrecht sind – und nicht eine Gefälligkeit, die von den Behörden gewährt oder verweigert werden kann. Es ist die Aufgabe des Staats, die Ausübung der Grundrechte zu ermöglichen, und nicht, sie zu verhindern», so Patrick Walder von Amnesty International. Das Schweizerische Kompetenzzentrum für Menschenrechte hat bereits 2014 im Rahmen einer Selbstevaluation im Auftrag des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten die Empfehlung ausgesprochen, die Schweiz solle für Demonstrationen die Bewilligungs- durch eine Meldepflicht ersetzen. Die Initiative «zur Durchsetzung von Recht und Ordnung», wie sie offiziell heisst, geht nun in die gegensätzliche Richtung. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte schreibt zudem vor, dass individuelle Verstösse gegen geltendes Recht, also beispielsweise Gewalttaten, niemals den Veranstalter\*innen einer Veranstaltung angehängt werden dürfen, ausser diese haben dazu angestiftet. Dieselbe Richtlinie findet sich bei der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa.

Columberg betont: «In einem Rechtsstaat muss man einer Person eine Straftat nachweisen können und diese muss verurteilt

werden. Nur Personen, die eine Straftat begangen haben, sollen bestraft werden anstelle von willkürlichen Kollektivstrafen für ganze Gruppen.» Lothe ist anderer Meinung. Unbewilligte Demonstrationen seien eine strafbare Handlung und Teilnehmende müssten dafür geradestehen. Walder von Amnesty International widerspricht: «Auch unbewilligte Demonstrationen sind vom Grundrecht auf die Versammlungsfreiheit geschützt.»

Aufgrund dieser verfassungstheoretischen Einschränkungen würde die Initiative, welche als allgemeine Anregung verfasst ist, bei einer Annahme wohl kaum so umgesetzt wie vom Initiativkomitee gefordert. Bundesgerichtsentscheide in Bern und Luzern, wo ähnliche Gesetze in Kraft sind und solche Kostenersatzregelungen bereits zum Tragen kamen, haben gezeigt, dass die Überwälzung von Kosten an die Teilnehmer\*innen von Demonstrationen meist erfolglos bleibt. Lothe sagt: «Der Auslöser für die Initiative war eine Strassenblockade von Extinction Rebellion, die die Allgemeinheit 680'000 Franken gekostet hat. Es kann nicht sein, dass solche Aktionen keine Konsequenzen haben.»

## Falsche Versprechen an die Bevölkerung

Gleichzeitig entstehen ebenfalls hohe Kosten bei den gesetzlich erzwungenen Verfahren, um Polizeieinsätze finanziell den Aktivist\*innen aufzubürden. Da es schwierig ist, Teilnehmenden einer politischen Kundgebung die angeklagten Tatbestände nachzuweisen, um sie zur Kasse zu bitten, würden viele der Verfahren ins Leere führen, sagt Columberg. Für ebendiese Verfahren müsste die Allgemeinbevölkerung in die Tasche greifen, eine monetäre Entlastung wäre also kaum zu erwarten. Die SVP riskiere deshalb, dem Volk falsche Versprechen zu machen, so die SP-Kantonsrätin. Lothe jedoch ist vom Vorhaben überzeugt: «Ich bin sehr positiv gestimmt, dass eine solche Gesetzgebung durchgesetzt werden kann».

Einschränkungen der Demonstrationsfreiheit reihen sich in einen globalen Trend ein. «Protestbewegungen werden seit rund einer Dekade weltweit immer relevanter. Gleichzeitig kommen sie vermehrt unter Druck, erleben Repression und der Raum für die Zivilgesellschaft wird kleiner», so Walder. Man denke an Russland, wo Behörden die Meinungs- und Versammlungsfreiheit mit unterschiedlichen Mitteln einschränken. In Belarus wurden in den letzten Jahren immer härtere Massnahmen gegen Demonstrierende ergriffen, in Hongkong im Rahmen des «National Security Law» unterschiedliche Grundrechte in Frage gestellt, weil diese, wie Stadtoberhaupt John Lee konstatierte, eben «nicht uneingeschränkt» gelten könnten.

Auch wenn diese Beispiele im Ausmass des Rechtsstaatsabbaus nicht mit den möglichen Folgen der Initiative zu vergleichen sind, lassen sich Parallelen in der Rhetorik erkennen. Die Demonstrationsfreiheit habe eben Grenzen und müsse reguliert werden, um unerwünschten «Chaoten» Gegensteuer zu geben. «Das sind alarmierende Zeichen, die einen elementaren Bestandteil der Demokratie angreifen», gibt Walder zu bedenken.

**«Es ist die Aufgabe des Staats, die Ausübung der Grundrechte zu ermöglichen, und nicht, sie zu verhindern.»**

Patrick Walder, Amnesty International

# Mehr Chancen für vorläufig Aufgenommene

Der Kantonsrat hat sich für einen erleichterten Stipendienzugang für Personen mit Status F ausgesprochen. Damit müssten sie nicht mehr fünf Jahre warten, bis sie einen Antrag stellen können.

Helin Hatun (Text) / Zoë Nogier (Illustration)

Mitte Januar kam es in Zürich zu einem wichtigen politischen Entscheid, der die Migration und die Bildung betrifft: Der Zürcher Kantonsrat befürwortete eine von der Grünen-Kantonsrätin Jasmin Pokerschnig eingereichte parlamentarische Initiative, die einen erleichterten Stipendienzugang für vorläufig aufgenommene Ausländer\*innen vorsieht.

Im Gegensatz zu Personen mit Flüchtlingsstatus haben vorläufig Aufgenommene frühestens nach fünf Jahren Aufenthalt in der Schweiz Anspruch auf Stipendien. Diese Wartezeit soll nun im Kanton Zürich wegfallen. Der Kantonsrat stimmte der Initiative am 15. Januar zu, nur die SVP, FDP und EDU lehnten die Gesetzesänderung ab. Pokerschnig reichte die Initiative vor vier Jahren ein, mitunterzeichnet von Hanspeter Hugentobler (EVP) und Christa Stünzi (GLP). Die breite Mitte-Links-Allianz sah darin die Möglichkeit, den Integrationsprozess durch Bildung zu verbessern.

## 90 Prozent bleiben in der Schweiz

Bisher waren vorläufig aufgenommene Personen auf Sozialhilfegelder der Gemeinden angewiesen, wenn sie eine Berufslehre oder ein Studium vor Ablauf der Wartezeit beginnen wollten, aber zu wenig Geld hatten. Dies wurde je nach Gemeinde unterschiedlich gehandhabt. Mit der Änderung des Bildungsgesetzes sind vorläufig Aufgenommene bei der Finanzierung ihrer Ausbildung nicht mehr vom Entscheid der Gemeinden abhängig, da die Ausbildungskosten neu vom Kanton übernommen werden.

Die Kriterien für die Unterstützungsbeiträge sind kantonal unterschiedlich, wobei in einigen Kantonen, wie beispielsweise im Kanton Aargau, Ausländer\*innen mit dem Status F nicht stipendienberechtigt sind. Dort wurde vor zwei Jahren eine Motion der SP zur Ausweitung der Stipendienberechtigung abgelehnt. Umso überraschender ist der Entscheid in Zürich. Diesem war eine Grundsatzdebatte vorausgegangen: Paul von

Euw (SVP) bezeichnete die Vorlage in seinem Minderheitsantrag als orientierungslos. Das Ziel der erweiterten Stipendien sei, das Bleiberecht für abgelehnte Asylgesuche zu untermauern. Urs Glättli (GLP) wies darauf hin, dass erfahrungsgemäss mehr als 90 Prozent der vorläufig aufgenommene Ausländer\*innen dauerhaft in der Schweiz bleiben, weswegen ihre berufliche und soziale Integration zu fördern ist.

«Tun sie nicht so, als würden sie mit diesem Gesetz die Welt verbessern», sagte von Euw, mit der Begründung, es würde nur um wenige Schicksale gehen. Laut Bildungsdirektorin Silvia Steiner sind in Zürich derzeit nur fünf Prozent von insgesamt 290 Stipendiat\*innen vorläufig Aufgenommene. Ein grosser Teil der Stipendien sei für Berufsausbildungen bestimmt, wodurch die Berufstätigkeit erleichtert werde.

Als vorläufig aufgenommene Ausländer\*innen gelten in der Schweiz Personen, deren Asylgesuch abgelehnt wurde, die Wegweisung jedoch nicht möglich, zumutbar oder zulässig ist, da beispielsweise im Herkunftsland Bürgerkrieg herrscht. Diese vorläufige Aufnahme kann für 12 Monate angeordnet und vom Aufenthaltskanton jährlich verlängert werden.

## «Wer kann, der will»

Die schweizerische Flüchtlingshilfe weist auf ihrer Webseite darauf hin, dass die Bezeichnung der Aufnahme als «vorläufig» die Arbeitsmarktintegration von Personen mit Status F massgeblich erschwert. Dieser Ausdruck sei irreführend und deute nur auf einen vorläufigen Aufenthalt hin, was potenzielle Arbeitgeber\*innen davon abhalte, vorläufig Aufgenommene einzustellen.

«Die Integrationsagenda des Bundes hat der parlamentarischen Initiative sicherlich geholfen und eine wichtige Rolle bei der Meinungsbildung der Mitte-Links-Mehrheit gespielt», sagt Jasmin Pokerschnig. Der Bund und die Kantone haben sich



Hindernisse werden beseitigt: Vorläufig Aufgenommene sollten in Zukunft schneller Stipendien beantragen können.

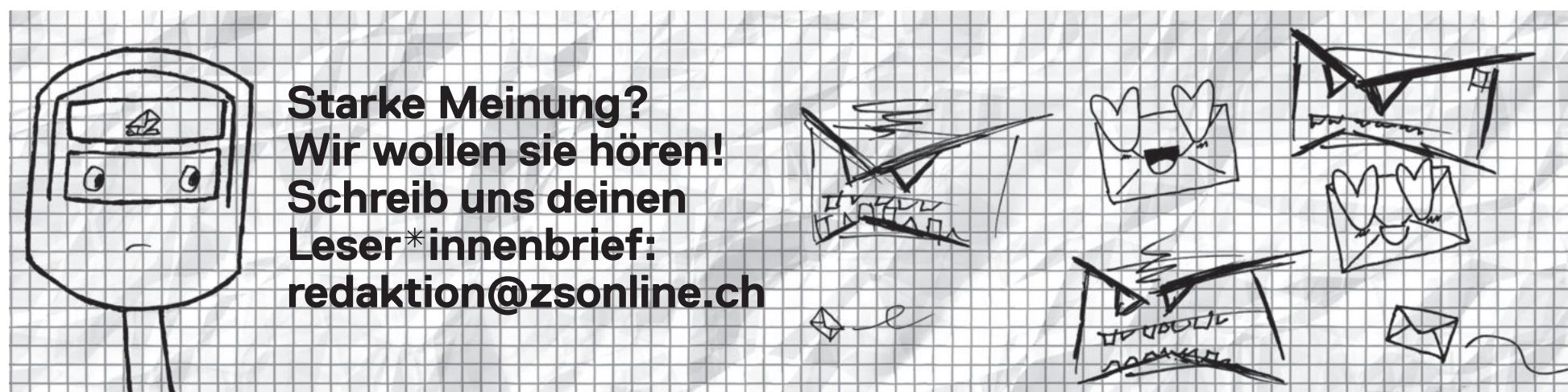
2019 auf eine gemeinsame Integrationsagenda mit fünf verbindlichen Wirkungszielen geeinigt, um Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommene zu integrieren. Eines davon zielt darauf ab, dass sich fünf Jahre nach Einreise zwei Drittel aller vorläufig Aufgenommenen und anerkannten Flüchtlinge im Alter von 16 bis 25 Jahren in einer post-obligatorischen Ausbildung befinden sollen. Lange Wartezeiten bei Stipendien für vorläufig Aufgenommene sind für die Erreichung dieses Ziels ein grosses Hindernis.

Vor ihrer Arbeit an der Gesetzesvorlage hatte sich Pokerschnig bei der Monitoring- und Anlaufstelle für vorläufig aufgenommene Personen «map-F» über die Situation von Personen mit Status F informiert. Auf die Frage, was bei Debatten rund um die Arbeitsmarktintegration von Geflüchteten übersehen wird, antwortet die Grünen-Nationalrätin: «Oft wird seitens FDP und SVP gemeint: Wer will, der kann. Aber eigentlich ist es

umgekehrt: Wer kann, der will.» Die Strukturen müssten so angepasst werden, dass die Integration nicht nur möglich, sondern auch nachhaltig sei, so die Grünen-Politikerin.

Am 26. Februar findet im Kantonsrat die zweite Lesung zur Vorlage statt. Pokerschnig vermutet, dass die Mehrheiten bei der Abstimmung darüber gleich bleiben werden. Jedoch kann zum jetzigen Zeitpunkt ein Referendum noch nicht ausgeschlossen werden.

«Wenn die Initiative durchkommt und abgeschlossen ist, freue ich mich für jeden und jede einzelne, die ein Stipendium in Anspruch nehmen kann. Mir ist es egal, ob es 500 sind oder nur eine Person», sagt Pokerschnig. Mit der Aufhebung der Wartezeit bezüglich der Stipendien würde eine wichtige Lücke im Bildungsgesetz an der Schnittstelle zwischen Sozial-, Integrations- und Bildungspolitik geschlossen werden. Dies könnte bald schon Realität sein, und Zürich damit ein Stück sozialer.



**Starke Meinung?  
Wir wollen sie hören!  
Schreib uns deinen  
Leser\*innenbrief:  
redaktion@zsonline.ch**

# Studis und Gewerkschaft, Seite an Seite

In Berlin unterstützen Studierende den Streik des öffentlichen Nahverkehrs. Sie fordern dessen Ausbau und bessere Arbeitsbedingungen. Ein Vorbild für die Schweiz?

Jon Maurer

Trotz eisiger Temperaturen findet sich Anfang Februar vor dem Betriebshof Lichtenberg eine gemütliche Runde ein. Statt die Busse und Trams der Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) wie jeden Morgen auf die Strassen zu schicken, haben die Fahrer\*innen nur bei einem einzigen Bus den Motor gestartet – als warmes Wohnzimmer zum Kaffeetrinken.

Von drei bis zehn Uhr morgens streiken sie. In ihrer Gesellschaft Journalist\*innen, einzelne Politiker\*innen und: zwei Dutzend Studierende, bestückt mit Leuchtwesten und Petitionsbögen. Es ist ein siebenstündiger Warnstreik, der sich auf die diesjährigen BVG-Tarifverhandlungen bezieht. Neben Trams und Bussen werden auch die U-Bahnen der Stadt lahmgelegt.

## 16 Milliarden Euro pro Jahr gefordert

Nicht nur in Lichtenberg gesellen sich an diesem Tag Studierende zu den streikenden Fahrer\*innen. Auch an zahlreichen anderen Betriebshöfen der Stadt unterstützen Studierende den Streik. Sie wurden durch eine neue Kampagne mit dem Motto #Wirfahrezusammen mobilisiert. Dazu wurden zwei Plena an der Humboldt Universität und der Freien Uni-

versität Berlin veranstaltet. Die Kampagne wird von einem bundesweiten Bündnis zwischen Fridays for Future (FFF) und der Gewerkschaft Ver.di getragen.

«Die Idee zum Bündnis kam mit der Realisation, dass die grosse klimapolitische Wende, insbesondere die verkehrspolitische Wende, ausgeblieben ist», sagt Sabine Daams, Studentin und Aktivistin. Gleichzeitig erhielten die Streikenden oft keine Unterstützung aus der Gesellschaft. «Dabei laufen in einem guten öffentlichen Verkehr viele Interessen zusammen: jene der Beschäftigten, der Klimabewegung, aber auch aller Fahrgäste!»

Die Bewegung hat zwei konkrete Ziele. Zum einen wollen FFF die von Ver.di organisierten Streiks vor Ort unterstützen. Zum anderen sammeln FFF und Ver.di Unterschriften für eine Petition, die parallel zu den Streiks läuft. Darin werden gute Arbeitsbedingungen und eine bundesweite Verdopplung des öffentlichen Nahverkehrs gefordert. Bis 2030 sollen doppelt so viele Fahrgäste transportiert werden können. 16 Milliarden Euro pro Jahr müsste die Bundesregierung laut #Wirfahrezusammen dafür investieren. Und was wären gute Arbeitsbedingungen? Busfahrer Mathias Kurreck er-

zählt von seinem Job. Sechs Schichten leistet er pro Woche, jede Schicht beginnt zu einem anderen Zeitpunkt: Am ersten Tag um 17 Uhr, am letzten Tag um 2 Uhr morgens. «Dieses System ist für den Biorhythmus tödlich. Nach 6 Tagen ist man ausgelaugt», sagt er. Dazu kämen lange, unbezahlte Wege zur Arbeit. Ein Familienleben finde mit diesem Job nicht statt.

Seine Forderungen sind handfest: Mehr Ruhezeit zwischen den Diensten und längere Pausen am Ende einer Fahrt. Zudem eine Toilette an jeder Endhaltestelle und Pausenräume, die eines Menschen würdig sind. «Wir haben keine Millionäre unter den Fahrer\*innen», lächelte er, «Wir wollen nur ordentliche Bedingungen, um die Arbeit gut erledigen zu können. Am Ende profitiert der Fahrgast und das Klima.»

## Ähnliches Bündnis in Österreich aktiv

Der Zusammenschluss von langjährigen Fahrer\*innen und Klima-Aktivist\*innen war nicht nur einfach. «Es gab am Anfang viel Skepsis gegenüber Klima-Aktivist\*innen», erinnert sich Sabine. Insbesondere von der Gruppe «Letzte Generation» und deren Klebeaktionen hätten sich die Fridays for Future

abgrenzen müssen. Auch am Streikposten Lichtenberg muss erst Vertrauen aufgebaut werden, indem die Studis sich und die Kampagne vorstellen. Dann aber entwickeln sich offene Gespräche. Der Alltag im öffentlichen Verkehr, mit seinen lustigen und deprimierenden Seiten, wird eingehend diskutiert, aus Fahrer\*innen und Fahrgast-Perspektive.

Bis jetzt verzeichnet #Wirfahrezusammen einigen Erfolg. Bundesweit wurden seit September über 110'000 Unterschriften gesammelt. Und in Österreich ist ein ähnliches Bündnis zwischen FFF, der Bewegung «System Change not Climate Change» und der Gewerkschaft Vida entstanden.

Auch für die Schweiz könnte #Wirfahrezusammen als Vorbild dienen. Die Kampagne zeigt, dass Klimaschutz und eine soziale Politik, im Sinne fairer Arbeitsbedingungen, keinen Gegensatz bilden. «Vielmehr gehen sie Hand in Hand», wie Sabine sagt. Auch das Zusammentreffen von Menschen mit unterschiedlichem Lebensalltag, wie es am Streikposten geschieht, ist ein grosses Plus. Denn in Bezug auf die Klimakrise gilt, solange man nicht Milliardär\*in ist und Privatjet fliegt: Wir sitzen alle im selben Bus.

## Mit der Education Card bist du im Vorteil!



**10% Dauerrabatt auf fast alles\***

inkl. Tolino eReader



**Kostenlose Lieferung**



**und viele Vorteile mehr.**



Jetzt die **Education Card** bestellen!

**Dein aktueller Vorteil:** Bis zum 3.3.2024 erhalten Education Card Members

**20% Rabatt**

auf Bücher, eBooks, Hörbücher\*\*!

**20%**

Rabatt auf Bücher\*\* mit der Education Card  
13.2. – 3.3.2024



Mehr Infos zur Education Card unter [orellfussli.ch/educationcard](http://orellfussli.ch/educationcard)

mein Buch **orell.füssli**

\* Ausgeschlossen sind Elektroartikel, Geschenkkarten und -hefte, Erlebnisboxen, Abos, Zeitschriften, Lebensmittel, Druckerpatronen.

\*\* Gültig bis 03.03.2024 auf alle Bücher, eBooks und Hörbücher | Ausgeschlossen sind Zeitschriften, Prozentbücher und Abos | Einlösbar in allen Buchhandlungen von Orell Füssli, Barth Bücher, Buchparadies, Stauffacher und ZAP unter Vorweisung der Education Card und auf orellfussli.ch mit hinterlegter Education Card. Beim Service «eBooks verschenken» und bei eBook-Käufen via eReader nicht einlösbar | Nicht mit anderen Rabatten kumulierbar.



# Senf der Redaktion



**Dridi / Euf Fründ\*inne ufem Feud Schutte** – Der Extrazug, in dem die Pulverseife noch erdreht wird, wartet vor dem Joggeli. Obwohl meine Young Boys gegen die Bebbis eine Schlappe kassierten und ich gerade eine Viertelstunde lang meinen Platz gegen ein Bündel Trojka, THC und Testosteron verteidigen durfte, fahre ich zufrieden wieder heim. In Zeiten, in denen sogar Freizeit produktiv sein soll, tut es einfach gut, 22 Balljagenden 90 Minuten hinterher zu schreien.

**Häbet nech am Bänkli, YYYB het für öich es Gschänkli!**



**Maurer / Feng Shui ist tot Pragmatisch** – Im Studierendenwohnheim, wo ich jetzt lebe, sind die Räume karg und die Wände dünn. Wir haben eine Küche aus DDR-Zeiten, und das Bad sieht noch älter aus. Zu dritt hocken wir in dieser kühlen Bude. Oft haben wir spekuliert, wie man das Ganze ein wenig aufpeppen könnte. Bunte Vorhänge? Ein Sofa? Eine Blumenvase? Nein – das würde die Kargheit erst recht ins Bewusstsein rücken. Unsere Lösung: Zu dritt am kleinen Tischli sitzen und wärmende Zigis rauchen.

**Mit Mitbewohner\*innen chillen, gratis**



**Reisinger / BB Biopic** – Wie wurde Brigitte Bardot zur Ikone des französischen Kinos, zum Sexsymbol und zur Feministin? Statt einen trockenen Wikipedia-Artikel zu lesen, lohnt es sich, die sechsteilige Serie zu schauen, die sich Bardots jungen Jahren zwischen 1949 und 1960 widmet: strenges Elternhaus, verhängnisvolle Liebschaften, Karrierestart. Dabei wird deutlich, welchen Preis sie für ihre gewonnenen Freiheiten bezahlen musste.

**«Bardot» auf Netflix**



**Astner / Unter Fremdgesinnten Aufenthaltsbewilligung** – An einem Freitag, eine Minute vor Feierabend im Kreisbüro aufzutauchen, ist nichts, worüber sich die zuständige Beamtin zu freuen scheint. Die Stimmung ist angespannt. Sie fragt mich, was meine Anmerkung auf dem Formular zu bedeuten hat. Ich erwidere, dass ich in Zürich geboren bin, hier meine Heimat ist. Das sei kein Aufenthaltszweck: «Es interessiert das Migrationsamt nicht, ob sie hier geboren sind», lacht die Beamtin. Na, wenn's die nicht interessiert, wen dann?

**Migrationsamt – wenn möglich meiden**



**Schubarth / Nur mit Schwimmbrille Ruhe im Sturm** – Es ist Freitagabend und ich muss meinen Kopf leeren. Alles, was ich dafür brauche, ist ein Handtuch und acht Franken: Es geht ins Hallenbad City. Ich könnte jetzt von den Vorteilen des Schwimmens erzählen, und dem entspannenden Effekt, wenn das Handy in einem entfernten Spind eingeschlossen ist, weil es nicht in die Schwimmhalle darf. Am meisten beruhigt mich aber die Architektur des Bads, mit hohem Glasdach und Umkleiden wie aus einem Achtziger-Film.

**Hallenbad City, Bahnhof Selnau**



**Frank / Peinlicher als «Tres Amigos» Ungeniessbar** – Ist es, weil er Kinder entführte, das Justizsystem gewalttätig aushebelte und 4000 Menschen ermorden liess? Oder weil sein Nachname – mit Schweizer Akzent ausgesprochen – ein ähnlich entzückendes Wortspiel bildet wie die «Almodobar» und die «Wunderbar»? Oder weil Zürcher\*innen so gerne von seinem Geschäftszweig profitieren? Wie auch immer, ich mache einen grossen Bogen um die «Escobar».

**Stattdessen peruanisch essen im Alegria**



**Vogt / Die Macht der Worte Rechtsextrem** – Eine Sache richtig benennen zu können, macht sie sichtbar – als würde der Fokus plötzlich scharfgestellt. Auch Gefahren werden so deutlicher: Kürzlich hat das Bezirksgericht Bremgarten in einem Prozess zwischen dem Journalisten Hansi Voigt und SVP-Nationalrat Andreas Glarner das Urteil gefällt, dass Glarner als «Gaga-Rechtsextremist» bezeichnet werden darf; bahnbrechend für ein Land, in dem eine Brandmauer quasi inexistent ist.

**Sagen, was Sache ist**



**Gächter / Muskeln stählen Hoch hinaus** – Ich schwebe in der Luft. Mit der geballten Kraft meiner noch spärlich vorhandenen Oberkörpermuskulatur hieve ich mich hinauf. Nein, ich befinde mich nicht in einer Boulderhalle. Glänzende Stangen stossen durch den Grund und verbinden Gummiboden mit Decke. Statt mit Magnesium bepudert, klatscht sich die nackte Haut direkt und mit Schweiß durchtränkt an das Metall. Noch befindet sich dieses Bild im Reich der Imagination. Doch ich nehme mir vor, demnächst eine Anfänger\*innenlektion im mir benachbarten Pole-Studio zu buchen.

**Pole Beginner, Loft1 Pole-Studio**



**Stählin / Socken-Memory Aufgeben** – Irgendwie kommen mir beim Zusammenlegen der Wäsche nur einzelne Socken entgegen. Und trotz der braven Sammlung mit Einzelgängern, finden sie sich selten wieder im Paar. So entscheide ich mich, zu kombinieren – gestreift und gepunktet, rechts und links, bunt und froh. Ohne Frust über die Verlorenen lebt es sich doch gleich ein wenig freier. Solange man nicht in ein unentdecktes Loch tritt.

**Beim Socken-Memory aufgeben – kostet nur Mut**



**Behrends / Immer der Nase nach Reiselane** – In der Umklammerung einer Krise verliert nicht nur der eingeschlagene Weg an Konturen, sondern auch das Vertrauen, ihn jemals bestreiten zu können, schwindet. Selbst bei akribischer Perfektion in der Bewältigung jedes einzelnen Problems bleibt schliesslich nur die Flucht vor der lähmenden Routine. Dann heisst es: Mutig sein! Ein Wechsel der Tapeten, fremde Muster und leuchtende Farben können dabei helfen anschliessend gestärkt und mit frischem Mut den einst gewählten Weg unbeirrt fortzusetzen.

**Zu Fuss, mit dem Zug oder geflogen: Irgendwie kommt man immer weg.**



**Blum / trämliträmlitränliträmlitramli Im 2er um 6** – Nach einer Woche im Wallis konfrontiert mich die Hektik der Stadt: zweimal werde ich angequatscht und zweimal ins volle Tram gequetscht. Im Gedränge übersehe ich einen Blindenhund, den ich mit der Tasche nur knapp nicht erschlage. Tram und Kind kreischen. Ich würde gerne mit einstimmen. Der Hund umklammert meinen Fuss und legt sich hin. Riecht er meinen Stress? Seine Ruhe steckt an.

**Tiergestützte Therapie, im Fahrpreis inbegriffen**



Universität  
Zürich <sup>UZH</sup>

UZH  
Career  
Services

# UZH JobHub 2024

08. - 15. März 2024

Für alle Bachelor- und Master-  
Studierende sowie Absolvierende,  
Doktorierende und Postdocs  
sämtlicher Fakultäten!



Messe, Workshops, Interviews,  
Präsentationen, Meet & Greet und  
Networking!



Sichere dir jetzt einen Platz!



FESTIVAL DE CANNES  
PRIX DE LA MISE EN SCÈNE  
2023

JULIETTE  
BINOCHÉ

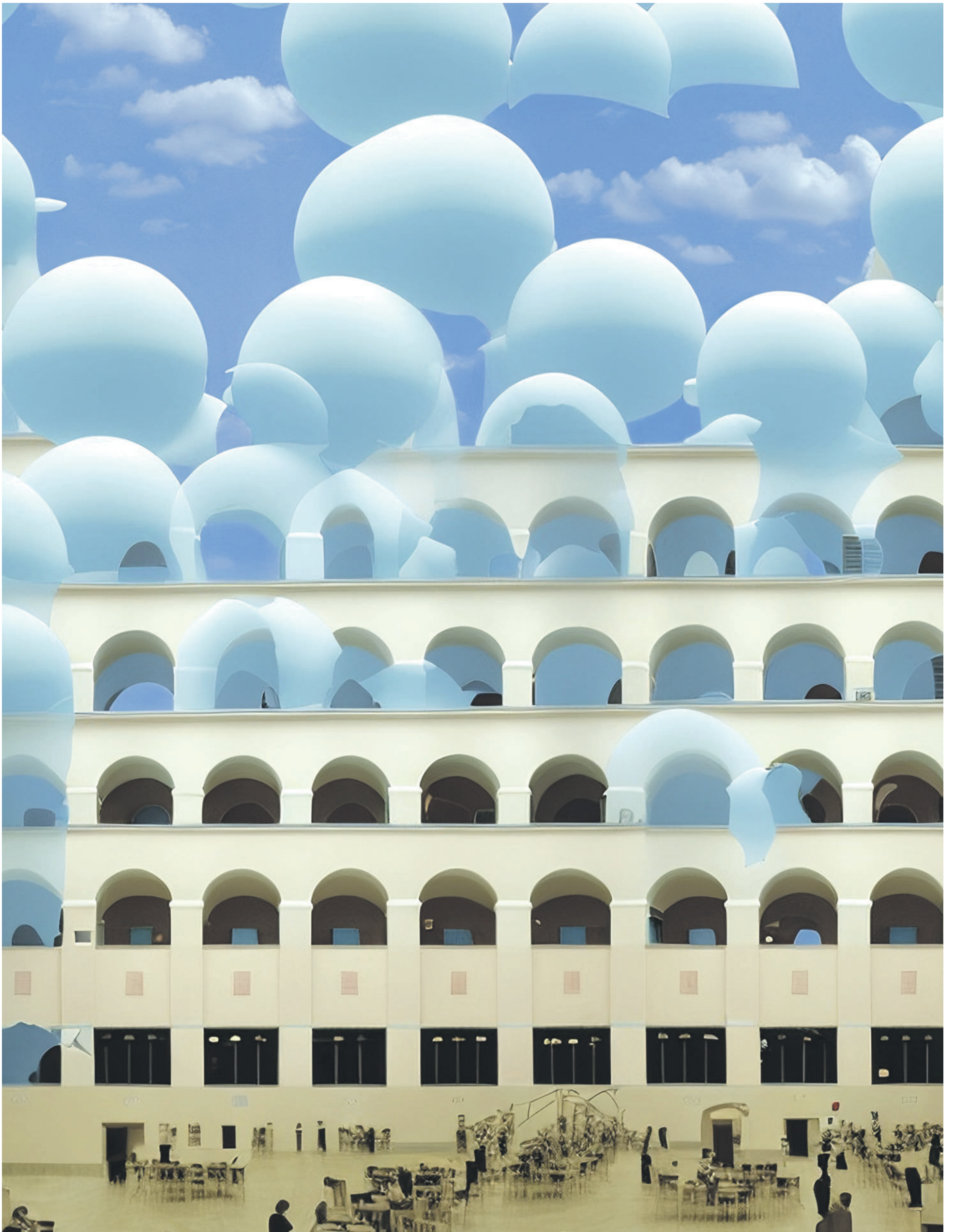
## LA PASSION DE DODIN BOUFFANT

BENOÎT  
MAGIMEL

EIN FILM VON TRAN ANH HUNG

JETZT IM KINO

FRENETIC



# Die KI schreibt, die Lehre zögert

**Dozierende und Studierende sollten sich mit KI-Tools auseinandersetzen, finden die ETH und die Uni Zürich. Der kritische Umgang sei wichtig. Doch eine ausgeklügelte Strategie fehlt, besonders an der Uni.**

Kai Vogt (Text) / Mara Schneider (Illustration)

«Wer hat die Seminararbeit geschrieben? ChatGPT. Und wer hat sie korrigiert? ChatGPT.» Das klingt absurd, unvorstellbar ist diese Situation aber nicht. Wer an einer Hochschule studiert, hat sich höchstwahrscheinlich schon von KI-Tools helfen lassen. Gleichzeitig spielt künstliche Intelligenz bei der Bewertung von Leistungsnachweisen eine immer wichtigere Rolle. Man könnte fast meinen, Studierende und Dozierende machen sich selbst obsolet. Natürlich nicht, oder?

Apokalyptische oder kulturpessimistische Stimmen schreiben der neuen Technologie oft übermässige Macht zu, was den Hype nur verstärkt und letztendlich den Chefs der Big-Tech-Firmen in die Karten spielt. Solche Übertreibungen sind also heikel, doch eines lässt sich nicht bestreiten: KI-Technologien werden Bildung und Forschung fundamental verändern.

## Uni weiss nicht, wie Studierende KI nutzen

Gemäss einer Umfrage an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften liessen sich bereits rund zwei Drittel der befragten Studierenden bei der Bachelorarbeit von künstlicher Intelligenz unterstützen. Auch an der ETH gibt es keine Berührungängste. Ein Grossteil der Studierenden würde die «potenziellen Vorteile zur Verbesserung ihrer akademischen und beruflichen Bemühungen erkennen», wie eine Umfrage mit 4800 Teilnehmenden ergab. Die Uni Zürich hat es bisher versäumt, ihre Studierenden zur Nutzung von KI-Tools zu befragen, das wird im kommenden Frühjahrssemester nachgeholt. Dabei gehe es auch darum zu erheben, ob die Studierenden ein spezifisches Kursangebot zum Thema wünschen, so Alexandra Jansky, Teamleiterin «Innovation and Digital Education» an der Uni Zürich.

Es ist ein verregener Tag in den Semesterferien, das Büro der Abteilung Lehrentwicklung der Uni Zürich am Hirschengraben wirkt ruhig, gar verschlafen. Neben Jansky sitzt Thomas Hidber, der Abteilungsleiter. Er rutscht auf seinem Stuhl nach vorne und wählt mahrende Worte: «Ich glaube, es ist vielen noch nicht klar, wie disruptiv künstliche Intelligenz ist.» Wenn man sich an der Uni der Auseinandersetzung verweigere, käme in fünf Jahren das böse Erwachen. Hidber versucht, mit seiner Abteilung gegenzusteuern, indem sie Dozierende der Uni in der Anwendung von KI-Tools beraten. Er wiederholt an diesem Morgen einen Punkt wie ein Mantra: Sowohl die Studierenden als auch die Dozierenden müssten sich mit künstlicher Intelligenz befassen, lernen, damit umzugehen und sich einen kritischen Blick antrainieren. Geschieht das denn schon? Den Überblick zu wahren, sei schwierig, so Hidber, es komme auf die Fakultäten und die Studienprogramme an.

Richtlinien für den Umgang mit generativer KI hat die Unileitung letzten Sommer verabschiedet und am Tag vor Vorlesungsbeginn an die Dozierenden verschickt. Viel Zeit, diese umzusetzen, gab es also nicht. Darin wird hervorgehoben, dass für die Erstellung konkreter Richtlinien die Fakultäten und die einzelnen Studienprogrammleiter\*innen zuständig sind. Ebenso sei von ihnen das Thema generative KI auf «ganzheitlicher curriculärer Ebene zu reflektieren und nötige

Massnahmen abzuleiten». Dazu wurden sechs Leitfragen formuliert und die Eigenständigkeitserklärung zur Absicherung einer korrekten Quellenangabe empfohlen. Dieser allgemeine Rahmen soll den Fachrichtungen Experimentierfreiheit und das Aufsetzen eigener Richtlinien erlauben: «Bei gewissen Fächern geht es mehr um das Coden, bei gewissen um Bildproduktion und bei gewissen mehr um den Text», so Hidber.

Auf Nachfrage bei den Fakultäten zeigt sich, dass grosse Unterschiede in der Auseinandersetzung mit KI bestehen. Hinterher hinkt etwa die Theologische und Religionswissenschaftliche Fakultät, die noch keine eigenen Richtlinien veröffentlicht hat, mit der Begründung, «es sorgfältig und rechtssicher» machen zu wollen. Und auch die Rechtswissenschaftliche Fakultät liess sich bis anhin Zeit. Zudem sind Dozierende unterschiedlich motiviert, KI in der Lehre einzusetzen oder zu thematisieren, wie ein Dozent der Philosophischen Fakultät der ZS erzählt. Es ist somit anzunehmen, dass die AI-Literacy, also die Kompetenzen im Verwenden der KI-Technologien, bisher je nach Fakultät oder Studiengang sehr unterschiedlich gefördert wird.

Ein kritischer Umgang ist besonders beim wissenschaftlichen Schreiben relevant: Programme wie ChatGPT haben zwar nur sehr beschränkten Zugang zu wissenschaftlichen Quellen, können aber den Schreibprozess enorm vereinfachen, indem sie einen Textaufbau vorschlagen oder Einleitungen und Fazits verfassen. Die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät hat deswegen entschieden, die Sprachqualität einer Arbeit bei der Bewertung künftig weniger zu gewichten. Fakultäten, die stärker auf Sprache fokussieren, setzen auf die Deklarationspflicht und Eigenverantwortung. Eine Plagiatsoftware, welche KI-geschriebene Texte verlässlich erkennt, gibt es bisher weder an der Uni noch an der ETH. Wer also schummelt, kann nicht so leicht auffliegen. Wird bald gar nicht mehr geschrieben?

## Sprachlich stark, wissenschaftlich schwach

Noah Bubenhofer, Sprachwissenschaftler der Uni Zürich, sieht keine Gefahr für die Sprachkompetenzen der Studierenden. «Die Textarbeit ist zum Beispiel in der Philologie sehr wichtig. Dafür kann man KI-Tools gut nutzen, etwa indem Routineaufgaben abgegeben werden können oder die KI genutzt wird, um sich über den Text auszutauschen. Aber ich brau-

che dennoch die Kompetenz, einen Text zu einem guten Text zu machen.» Bubenhofer vergleicht den KI-Hype gerne mit der Einführung des Computers am Arbeitsplatz, als auch die Angst vor Kompetenzverlust aufkam, etwa wegen der automatischen Orthographie- und Grammatikkontrolle. Vielleicht hätte sich unsere Rechtschreibung sogar verschlechtert, sagt Bubenhofer, doch das Schreiben wandle sich. Die Angst, dass die Sprache verkümmert, sei berechtigt, wenn man davon ausgehe, dass der Maschine Schreibaufgaben blind überlassen werden. «In Tat und Wahrheit ist es aber so, dass man in Interaktion mit der Maschine einen Text verfasst.»

Damit Studierende die Grenzen von Chatbots wie ChatGPT erkennen und einen kritischen Umgang erlernen, integrieren schon einige Dozierende die Technologie ins Curriculum. Thomas Kurer, Politikwissenschaftler an der Uni Zürich, erlaubte seinen Seminarteilnehmer\*innen, den abschliessenden Essay mit ChatGPT zu schreiben. Ihre Aufgabe war es, durch Prompts einen guten Rohentext zu erhalten und diesen manuell zu verbessern und mit Quellenangaben anzureichern. Zudem sollten die Studierenden den Arbeitsprozess reflektieren.

Bei neuen Technologien sei es wichtig, herauszufinden, was sie können und was nicht, sagt Kurer. «Grundsätzlich glaube ich, dass ChatGPT grosses Potential hat und unsere Arbeitsweise stark beeinflussen wird. Bei den eingereichten Texten merkt man aber, dass das Programm noch sehr begrenzte Möglichkeiten beim Schreiben eines wissenschaftlichen Essays hat. Sprachlich klingt es zwar oft sehr gut, doch die wissenschaftliche Fundierung ist schwach und es bleibt eher oberflächlich.»

Bisher zählt der Politikwissenschaftler noch zu den Vorreitern, die KI-Tools aktiv in ihre Kurse integrieren. Und das, obwohl die Lehrentwicklung die Website «Teaching Tools» betreibt, wo Tipps zu finden sind, wie AI-Literacy im Unterricht gefördert werden kann. «Vielleicht liegt es auch an der Kommunikation», sagt Jansky. Umso pointierter äussern sich Jansky und Hidber im Gespräch am Hirschengraben. Sie sind sich sicher, dass schriftliche Arbeiten allein nicht mehr zeitgemäss sind. Wer zum Beispiel eine Masterarbeit schreibt, solle diese in Zukunft auch mündlich verteidigen müssen. Generell brauche es mehr mündliche Prüfungen und eine engere Begleitung durch die Dozierenden bei



## «Die Bildung muss das Ziel haben, dass wir souverän bleiben und uns nicht zum Objekt künstlicher Intelligenz machen»

Thomas Hidber, Abteilungsleiter  
Lehrentwicklung Uni Zürich

Arbeiten, um die Lernkurve besser beurteilen zu können. Bei solchen Prozessen unterstütze die Abteilung Lehrentwicklung gerne, jedoch mache sie keine Vorgaben.

### ETH bastelt eigenen Chatbot für Studis

Die ETH ist in puncto künstliche Intelligenz und Lehre schon einen Schritt weiter als die Uni Zürich. Das Rektorat hat bereits mehrere Studien durchgeführt, die unter anderem zeigen, dass ChatGPT viele der Konzepte eines Einführungskurses in Physik meistert und handgeschriebene Physikprüfungsaufgaben ähnlich wie ein Mensch benoten könnte. Von ChatGPT gelöst und von ChatGPT korrigiert also? Nicht ganz, denn der Mensch ist immer die letzte Instanz bei der Benotung, und auch in der Zukunft werden viele Prüfungen mit höchstens einem Taschenrechner als Hilfsmittel durchgeführt.

Zurzeit finden erste Arbeiten an einer ETH-eigenen KI statt, welche die Studierenden beim Lernen unterstützen soll. Dafür werden Dozierende eingeladen, Kursinformationen, etwa Skripte, Übungszettel und Vorlesungsaufzeichnungen, dem Projekt zur Verfügung zu stellen. Ziel ist es, den Studierenden einen Chatbot zu bieten, der weniger problematische Bias rezipiert und nichts erfindet, sondern auf Kurse zugeschnittene Antworten liefert. Zur Sicherheit werden alle Daten in der Schweiz gespeichert.

Das Experiment sei auf Wunsch der Studierenden entstanden, sagt der Physiker Gerd Kortemeyer, der die Initiative leitet. Kortemeyer ist seit diesem Januar direkt dem ETH-Rektor unterstellt und kümmert sich

um KI-Projekte mit Fokus auf die Lehre. Bei «Ethel» gehe es auch um Gleichstellung. Das Projekt solle die Barrierefreiheit fördern, die Benutzung werde kostenfrei sein. «Nicht alle können sich monatlich für 20 Franken GPT-4 leisten.» Der neue Chatbot wurde anfangs Semester mit den Daten von zwei Fächern veröffentlicht und soll laufend ausgebaut werden. Grundsätzlich plädiert Kortemeyer stark dafür, neue KI-Tools während des Studiums zu benutzen. «Wenn man ins Berufsleben einsteigt, wird erwartet, dass man mit diesen Tools umgehen kann. Und wenn wir jetzt hier im Elfenbeinturm sagen: 'Ne, so was machen wir nicht', tun wir unseren Studierenden keinen guten Dienst.»

### «Klassische Bildungsziele werden wichtiger»

Manchmal wird generative KI mit einem Taschenrechner verglichen. Diese werden in Schulen erst erlaubt, wenn bereits mathematische Grundkenntnisse erworben wurden. Erst danach werden «höhere» Aufgaben gestellt, wo zum Beispiel nicht mehr von Hand eine Wurzel gezogen werden muss. Im besten Fall bleibt dieses Wissen erhalten, langfristig ist es aber nicht zentral – viel wichtiger ist, wie man den Taschenrechner richtig bedient und komplexere Aufgaben löst. Auch ChatGPT kann leichte Aufgaben übernehmen und mehr Zeit für Interessantes schaffen, beispielsweise muss die Syntax einer Programmiersprache nicht mehr perfekt ausgeschrieben werden, dafür kann man sich dem Kreieren von Algorithmen zuwenden. Die Frage, die sich hier stellt, ist: Welche Aufgaben wollen wir an die KI delegieren, mit der Gefahr, dass wir damit

Fähigkeiten verlernen oder gar nicht lernen? Es klingt, also könne hier eine bewusste Entscheidung getroffen werden.

Gespräche der ZS mit mehreren Studierenden verraten, dass viele KI-Tools mittlerweile aus Angst nutzen, ohne sie schlechter zu sein. Wer in einer Fremdsprache unsicher ist, greift schnell auf DeepL zurück, wer seiner Wortgewandtheit misstraut, lässt sich von einer KI-Schreibassistenz helfen, und wer beim Programmieren nicht vorwärts kommt, holt sich Hilfe bei den Chatbots. Hier tut sich ein Dilemma auf: Die Universität möchte, dass die Studierenden Programme benutzen, um keinen Nachteil auf dem Arbeitsmarkt zu haben. Gleichzeitig könnten wertvolle Fähigkeiten verloren gehen. «Ab einem gewissen Punkt ist es eben auch die Verantwortung der Studierenden und nicht nur der Universität», findet Alexandra Jansky.

Draussen regnet es immer noch, der Kaffee ist ausgetrunken, Herr Hidber nimmt noch einen letzten Schluck aus der Plastikflasche und setzt an: «In Zukunft werden die klassischen Bildungsziele der Universität noch wichtiger, als sie es sowieso schon sind, kritisches Denken und überblicken können, ob etwas sinnvoll, stimmig, und plausibel ist.» Und er rückt nochmals vor auf seinem Stuhl: «Die Bildung muss das Ziel haben, dass wir souverän bleiben und uns nicht zum Objekt der künstlichen Intelligenz machen.» Die Worte hallen nach. Und trotzdem bleibt die Frage, wer nun garantiert, dass dieses Ziel erreicht wird. Die Verantwortlichkeiten scheinen ungeklärt, und die technologische Entwicklung rennt davon.

# KIs erste Gebärde

## Sarah Ebling entwickelt ein automatisches Übersetzungssystem für Gebärdensprachen. Dabei legt sie Wert darauf, die Nutzer\*innen in die Forschung einzubeziehen.

Anahí Frank (Aufzeichnung) / Mark Blum (Foto)

Als ich vor über zehn Jahren im Bereich Sprachtechnologie und Barrierefreiheit zu forschen begann, war das Thema wie ein Elefant im Raum: Kaum jemand wollte sich damit beschäftigen – obwohl das Potenzial von sprachbasierter unterstützender Technologie damals schon offensichtlich war. Das hat mich über mein linguistisches Interesse hinaus motiviert, an einem automatischen Übersetzungssystem für Gebärdensprachen zu forschen. Seither hat sich vieles getan, KI-Ansätze sind „sexy“ geworden. Das hat aber nicht nur Vorteile: Es kommt vor, dass Forschungsgruppen aus lauter Technologiebegeisterung nicht mit den Nutzer\*innen zusammenarbeiten und Technologien entwickeln, die ihnen gar nichts bringen.

So haben Forscher\*innen beispielsweise einen Handschuh erfunden, der die Signale der Handbewegungen beim Gebärden zum Übersetzen an ein Smartphone schickt. Aber Gebärdensprache funktioniert nicht nur über die Hände, sondern auch über andere Körperteile, zum Beispiel Gesichtsausdrücke. Zudem ist so ein Handschuh nicht gerade alltagstauglich. Doch wenn diese Forschungsergebnisse in den Nachrichten stehen, werden

Entscheidungsträger\*innen darauf aufmerksam und glauben, dass sie menschliche Übersetzer\*innen und Dolmetscher\*innen durch Computersysteme ersetzen können.

Auch ich erhalte wöchentlich verzweifelte E-Mails und Anrufe von Behörden, die Informationen in Gebärdensprache verfügbar machen wollen und dafür eine automatisierte Lösung suchen. Daran sehe ich, dass ein politischer Wandel stattfindet. Dieser wurde angeregt, als die Schweiz 2014 die UNO-Behindertenrechtskonvention unterschrieben hat und 2022 ein vernichtendes Urteil einkassieren musste, weil sie die Richtlinien kaum eingehalten hat.

### Dem System fehlen die Daten

Doch leider muss ich die hilfessuchenden Behörden enttäuschen, da unsere Technologie noch lange nicht breit einsatzbereit ist. Im Vergleich zu den Lautsprachtechnologien liegen die Gebärdensprachtechnologien sicher fünf Jahre zurück. Ein Problem sind die fehlenden Daten: Wir haben wesentlich weniger Aufzeichnungen von Gebärdensprachen als von Lautsprachen. Wir bräuchten aber besonders viele Daten, um die KI-Systeme richtig

trainieren zu können, weil Gebärdensprachen so variantenreich sind. Das zweite Problem ist natürlich, dass bisher weit weniger Gelder in deren Technologie-Forschung geflossen sind.

Einen ersten Erfolg konnten wir schon mit von KI übersetzten Wetterberichten verbuchen. Diese sind einfacher für die KI, weil sie syntaktisch und lexikalisch relativ restringiert sind. Allerdings ist das für die meisten Gehörlosen keine grosse Hilfe – Untertitel und Bilder reichen bei einem Wetterbericht meistens aus – doch es ist definitiv ein Schritt in die richtige Richtung.

Soeben haben wir den neuen Imagefilm der Philosophischen Fakultät von einer Dolmetscherin in Gebärdensprache übersetzen und mit Audiodeskription und Untertiteln versehen lassen. Aber sämtliche Informationen durchgehend durch menschliche Dolmetschende zugänglich zu machen, ist schlicht unmöglich. Deshalb forsche ich an Technologien, die dort eingesetzt werden können, wo menschliche Dienstleistungen nicht vorhanden sind. Mein Ziel ist, dass wir mit Technologie mehr gesellschaftliche Partizipation ermöglichen können.



Sarah Ebling ist Professorin für Language, Technology and Accessibility am Computerlinguistischen Institut der Universität Zürich.

# «In der KI-Forschung ist Eigenverantwortung das A und O»

Die ETH will in der KI-Forschung an die Weltspitze: Eine «Swiss-AI»-Initiative wurde lanciert, ein neuer Supercomputer nimmt den Betrieb auf. ETH-Ratspräsident Michael Hengartner spricht über Risiken in der Forschung und Löcher in der Kasse.

Giorgio Dridi und Anahí Frank (Interview) / Mark Blum (Fotos)

**Als ETH-Ratspräsident sind Sie für die ETH, EPFL und mehrere Forschungszentren verantwortlich. Was machen Sie überhaupt den ganzen Tag?**

Ich unterhalte mich hauptsächlich mit Leuten. Je weiter oben man in einer komplexen Organisation ist, desto mehr Zeit verbringt man mit Austausch. Der ETH-Ratspräsident ist die Schnittstelle zwischen den sechs Institutionen des ETH-Bereichs, der Politik, der Gesellschaft und der Wirtschaft. Diesen Morgen war ich bei der Bildungskommission der Economiesuisse, gestern an der EPFL, anfangs Woche in Bern.

**Wann sind Sie das erste Mal mit KI in Berührung gekommen?**

Lange her, das gibt es theoretisch seit über fünfzig Jahren. Neurobiologie war Teil meiner Forschung. Daher waren mir schon vor Jahrzehnten die Bestrebungen bekannt, neuronale Netzwerke nachzuahmen. Doch viel konnte diese künstliche Intelligenz damals noch nicht. Dann Peng! In your face! Chat GPT. Das war der Sputnik-Moment für die Gesellschaft.

**Benutzen Sie KI in Ihrem Alltag?**

KI nutze ich als Unterstützung, zum Beispiel DeepL. Für den Vortrag an der EPFL gestern benutzte ich zwei KI-generierte Bilder, eines von einem überfüllten Hörsaal und ein Symbolbild der schönen Schweiz, deren Finanzen immer knapper werden.

**Für 2025 bis 2028 soll die «verantwortungsvolle digitale Transformation» einer von fünf Schwerpunkten im ETH-Bereich sein, dazu gehört auch die KI-Forschung. Weshalb dieser Fokus?**

In diesem Fall war der ETH-Rat einstimmig für einen Fokus auf KI. Doch der Rat ist nicht der Hüter der Weisheit. Viele der guten Ideen stammen von den 900 Professor\*innen und 20'000 Mitarbeitenden, bottom up. Mit unserer Grundlagenforschung sind wir in diesem Feld extrem gut aufgestellt. Das World Wide Web wurde in Genf am CERN entwickelt, aber alle grossen Tech-Firmen sind in den USA. Dadurch sind wir etwas gebrannte Kinder und wollen die Anwendung nicht wieder ihnen überlassen. Mit KI wird es neue Gewinner\*innen und Verlierer\*innen geben.

**Letztes Jahr wurde die «Swiss-AI»-Initiative lanciert, diesen Frühling soll der Supercomputer «Alps» den Betrieb aufnehmen. Von solchen Supercomputern gibt es schon mehrere in Europa. Ist diese Anschaffung nicht überflüssig?**

In der Schweiz haben wir eines der besten Wettervorhersagemodelle der Welt. Dafür benötigt Meteo Schweiz eine angemessene Infrastruktur – wie eben den neuen Supercomputer. Dazu kommt, dass wir in diesem Bereich nicht mehr in der EU mitmachen dürfen. Wenn wir keinen eigenen Supercomputer hätten, stünden wir jetzt mit dem Rücken zur Wand. Mit Ihrem Argument müssten wir in der Schweiz nicht versuchen, Photovoltaik-Anlagen und Windräder aufzubauen,

denn wir könnten einfach den Strom aus dem Ausland beziehen.

**Wäre es nicht besser, die Beziehungen zur EU zu verbessern, anstatt sich abzugrenzen und sein eigenes Süppli zu kochen?**

Wir sind nicht diejenigen, die sich abkapseln. Wir sind aus den Forschungsprogrammen Horizon Europe und Digital Europe rausgeschmissen worden. Selbst wenn wir 2025 wieder dabei sind, bleiben wir bis auf weiteres bei den Themen Supercomputer, Quantum und Raumfahrt ausgeschlossen. Das will die EU als Art Pfand gegenüber der Schweiz behalten. Und zuletzt wollen wir Teil der Familie sein, dazu gehört nicht nur nehmen, sondern auch geben. Das Swiss National Supercomputing Centre (CSCS) ist Teil von verschiedenen Netzwerken, welche die Kompetenzen Europas im Bereich Supercomputer stärken sollen.

**Die Rechenleistung von «Alps» soll bis zur Hälfte für Wetter, Klima und Umwelt genutzt werden. Wie wird die restliche Rechenzeit fair auf wissenschaftliche und kommerzielle Nutzer\*innen verteilt?**

Wir haben ein ähnliches System wie der Nationalfonds. Nach bewilligten Anträgen bekommt man anstatt Geld für Forschung Rechenzeit. Dieses hat sich bei grossen Infrastrukturen wie Teleskopen, Satelliten und Beschleunigern bewährt. Ein Teil ist für Firmen vorgesehen, diese müssen jedoch die Kosten selbst tragen.

**Der Bund will den Beitrag an den ETH-Bereich einmalig um 100 Millionen Franken kürzen. Joël Mesot, Präsident der ETH Zürich, spricht von einer echten Kürzung von 10 Prozent, wenn man die Inflation, den Gebäudebau und den Zuwachs an Studierenden miteinberechnet. Ist der Bund zu geizig?**

Ich beneide den Bund nicht. Er ist wegen der Schuldenbremse verpflichtet, ein bilanciertes Budget zu präsentieren und kann – ohne Gesetzesänderungen – zwei Drittel des Budgets nicht antasten. Beim restlichen Drittel

**«Die Box der Pandora ist geöffnet. In den kommenden Jahren wird es echt unangenehm.»**

muss er sparen. Jedoch kann man den Bildungsbereich nicht einfach wie eine Produktionslinie runter- und wieder hochfahren. Und langfristig sind Investitionen in die Bildung essenziell fürs Land. Weil sich das nicht morgen, sondern erst in Jahren bemerkbar macht, ist die Dringlichkeit schwer zu kommunizieren.

**Im letzten Jahr hat die ETH sogar ihre grosszügigste Spende überhaupt erhalten: Der Multimilliardär und Lidl-Gründer Dieter Schwarz finanziert der ETH die nächsten 30 Jahre 20 Professuren zur Digitalisierung, 6 in Zürich und 14 in**

**Heilbronn. Wieso will die ETH nach Deutschland?**

Es ist eine Win-Win-Situation. Die ETH Zürich hätte sowieso mehr Professuren in diesem Bereich gebraucht. Was wir nicht von selbst gemacht hätten, wäre den Heilbronn-Standort aufzunehmen. Dieter Schwarz kommt aus dieser Stadt und möchte, dass sie zum Zentrum der digitalen Wirtschaft wird. Heilbronn ist etwas weiter weg als Lausanne, aber man kommt am Abend wieder mit dem Zug zurück, wenn man am Morgen hinfährt. Man muss nicht mal den Flieger nehmen.

**Geht dann die ETH überall hin, wo ihr Geld versprochen wird?**

Sie fragen, ob wir in zwanzig Jahren an 17 Orten sein werden. Das ist unwahrscheinlich. Zum einen, weil es nicht so viele weitsichtige Milliardär\*innen wie Dieter Schwarz gibt, andererseits weil es irgendwann nicht mehr manageable ist. Die ETH ist in 13 Kantonen präsent. Die Kantone, in denen wir noch nicht vertreten sind, fragen: «Michael, wann kommt ihr zu uns? Ihr seid doch fürs ganze Land da.» Sie haben recht. Mein Motto ist: «How to best serve Switzerland.»

**Aber wie können Sie nun zukünftigen Geldgeber\*innen zeigen, dass die ETH die Regeln macht und nicht nach der Nase der Privaten tanzt?**

Wir machen nur, was zu unserer Strategie passt. Meistens gehen wir mit eigenen Ideen auf Geldgeber\*innen zu. Aber wenn wir in ihren Vorschlägen einen Mehrwert sehen, dann machen wir auch etwas, was wir ursprünglich nicht vorhatten.

**Wenn Sie in der Verhandlung mit dem Bund sind und sagen «Wir brauchen das Budget», dann sagt der Bund «Ja, Sie sind schon in Heilbronn vertreten», ist das dann kein Nachteil?**

Nein. Der Bund hat uns gesagt: «Du musst dich auf der Einnahmeseite diversifizieren, weil ich nicht alles stemmen kann». Wir können also sagen: «Bundesbern, ich habe gemacht, was du wolltest. Ich hoffe, dass du nun

deinen Teil beitragen kannst.» We shall see. Das Argument, dass wir deswegen weniger bekommen sollten, ist ein Spitzbuben-Argument und wird in Bern nicht mehrheitsfähig sein. Schenkungen unterstützen die Entwicklung von thematischen Schwerpunkten. Die Breite des Lehrangebots wird auch in Zukunft nur durch öffentliche Unterstützung finanzierbar sein.

**Wie geht die ETH damit um, dass öffentliche Forschung von privaten Firmen missbraucht werden kann?**

Die öffentliche KI-Forschung hinkt der Privatwirtschaft um fünf Jahre hinterher. Wir



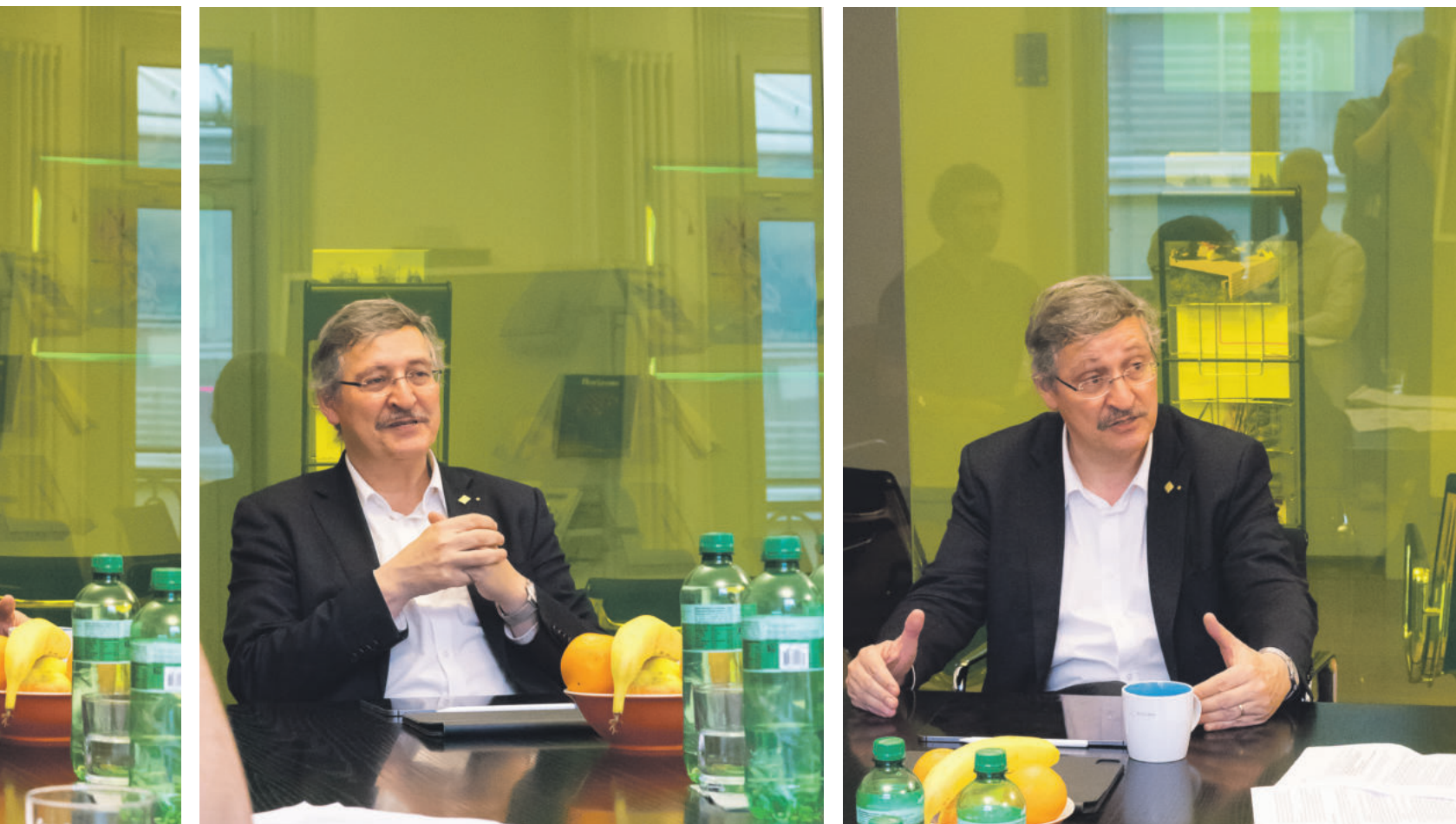
machen Grundlagenforschung, die privat weiterentwickelt werden kann. Und wir wollen auch, dass Firmen wie die Migros, Galaxus und Digitech darauf zugreifen können. Natürlich gibt es auch Firmen, die die Forschung weiterentwickeln und missbrauchen können. Doch die Frage ist, kann man das verhindern? Sie müssten das Baby mit dem Badewasser rauswerfen. Allerdings hätten sie ohne öffentliche KI-Forschung nur bedingt etwas gewonnen. Erstens, weil die Privatwirtschaft trotzdem weitermacht. Zweitens, weil viele nicht-militärischen Aktivitäten – und das ist die grosse Mehrheit – dann nicht auf die öffentliche KI-Forschung zugreifen können.

**Muss man den Missbrauch von KI-Technologien durch Firmen und autoritäre Staaten also einfach hinnehmen?**

Regulierungen sind eine super Option, aber nur begrenzt umsetzbar. Ein böswilliger Staat wird sich nicht bereit erklären, KI nicht für militärische Zwecke weiterzuentwickeln. Und anders als bei Nuklearwaffen, die man dank den grossen Anlagen überwachen kann, lässt sich KI-Entwicklung nicht kontrollieren. Die Box der Pandora ist geöffnet. In den kommenden Jahren wird es echt unangenehm.

**Bestärkt denn die Forschung nicht diesen Wettbewerb? Und dann ist die Technologie schneller als die Regulierungen.**

Absolut. Technologische Entwicklungen muss man im Vorfeld diskutieren, nicht im Nachhinein. Ich vertrete den Bundesrat bei der



Michael Hengartner bleibt optimistisch: «Die Effizienzsteigerung durch künstliche Intelligenz wird uns befreien».

Michael Hengartner ist seit 2020 Präsident des ETH-Rats. Davor amtierte er ab 2014 als Rektor der Universität Zürich und ab 2016 als Präsident des Hochschulverbands Swissuniversities. In der Forschung war er in der Molekularbiologie tätig.

Geneva Science and Diplomacy Anticipator Stiftung, die einschätzt, welche möglichen Entwicklungen die Technologie in den kommenden Jahrzehnten machen wird. Gewisse Themen finden Anklang, bei anderen sagen mir die Leute: «Michael, ich habe meine Hände voll mit den Problemen von heute und gestern, hör auf mich zu beackern mit potenziellen Problemen von morgen». Forschende jedenfalls haben den heutigen Stand von KI schon vor Jahrzehnten angekündigt – man wusste nicht, wann es kommen würde, aber man wusste, dass es kommen wird. Und man hat es trotzdem verpennt. Man hat es verpennt, frühzeitig zu sagen, «da braucht es Governance».

#### Verpennen wir es jetzt auch?

Der Bundesrat schaut es sich genau an. Er tendiert dazu, mehr oder weniger die EU-Regelungen zu übernehmen, weil wir ein Wirtschaftsraum sind und es keinen Sinn macht, unterschiedliche Regelungen zu haben. Der Bundesrat wird hoffentlich ein pragmatisches, umsetzungsfreundliches Wording finden, aber dass es keine Regulierungen geben wird, finde ich unrealistisch. Denn die Industrie muss wissen: «What are the rules?»

#### Was ist in diesem Fall ein «pragmatisches Wording»?

Ein positives Beispiel ist Crypto. Statt neue Gesetze zu machen, hat der Bundesrat Blockchains und Ähnliches als neue Technologie für

Aktien und Anleihen angesehen und diese mit bestehenden Instrumenten wie der Finma reguliert. So haben wir die Milliardendebakel, die man im Ausland beobachten konnte, hier vermieden, aber die Industrie konnte sich trotzdem entwickeln und sogar florieren. Auch bei KI braucht es einfache und klare Regeln.

#### Wenn die ETH ein autonomes Auto entwickelt und das auf der Strasse einen Unfall baut, wer ist dann verantwortlich? Ist es die Programmierer\*in, das Unternehmen oder die Endkonsument\*in?

Ja, das muss reguliert werden.

#### Wie?

Das ist eine gesellschaftspolitische Frage. Via Parlament. Es wäre sinnvoll, da einen Konsens zu finden, sodass es nicht nach Land oder Kanton unterschiedlich ist. Nicht, dass in Appenzell Innerrhoden der Beifahrer Schuld ist und in Appenzell Ausserrhoden die Software-Firma. Das muss man angehen.

#### Haben Sie innerhalb der ETH Regulierungen für die Forschung an künstlicher Intelligenz definiert?

Ein Teil des KI-Zentrums beschäftigt sich mit der ethischen Komponente von KI und wir veranstalten immer wieder Konferenzen. Weil es so neu ist, müssen wir sensibilisiert sein und diskutieren. Es ist wie bei allem in der Forschung: Eigenverantwortung ist das A und O. Die Forschenden müssen wissen, dass es eine ethische Komponente gibt und

dürfen nicht blind vorwärtsgehen.

#### Auf welche unethische Forschung im Bereich KI müssen Forschende sensibilisiert sein?

Da gibt es vieles. Oft liegt es an unethischem Verhalten – wie man Forschung macht, wem sie gehört, wem sie attribuiert wird. Dann gibt es ethische Richtlinien, die weniger mit der Methode zu tun haben als mit dem Forschungsobjekt, beispielsweise menschliche Embryos. Das wird in speziellen Forschungsgesetzen reguliert. Natürlich passieren auch illegale Dinge, in gewissen Ländern mehr als in anderen. Im internationalen Bereich sind wir als Musterschüler unterwegs. Ich mache mir wenig Sorgen, dass jemand etwas Verrücktes an einer Schweizer Uni macht.

#### Wie geht die ETH mit den steigenden Klimaauswirkungen von KI um?

Das ist ein grosses Problem! Als generalistische Modelle sind Large Language Models sehr ineffizient und grosse Stromfresser. Je nachdem, wie der Strom erzeugt wurde, kann das Generieren eines KI-Bildes gleich viel CO2 produzieren wie sechs Kilometer Autofahren. Gestern habe ich zwei solche Bilder gebraucht, und man muss es ja ein paar Mal probieren, bis man das richtige hat. Also war das etwa eine Autofahrt von Zürich bis Basel und zurück. Der «Alps»-Supercomputer wird, wenn wir ihn durchgehend für KI-Forschung und Anwendungen brauchen, jährlich Millionen Franken mehr in Form von Strom kosten.

#### Was macht die ETH dagegen?

Zuerst versuchen wir zu sensibilisieren. Die EPFL hat zum Beispiel eine Kampagne mit dem Namen «Think twice, compute once» lanciert, welche Forschende an den Stromverbrauch der Geräte erinnern soll. Und zweitens schauen wir als Teil der «Swiss AI»-Initiative, wie wir Modelle energieeffizienter machen können. Weil Unternehmen wie Google nur bedingt an dieser Forschung interessiert sind, stellen wir unsere Ergebnisse offen zur Verfügung. Das heisst aber auch, dass Entwickler\*innen von Killer-Drohnen sich daran bedienen können. Sie sehen, aus dieser Zwickmühle werden wir nie herauskommen. Und da kommen die Sozial- und Geisteswissenschaften ins Spiel. Was uns schützt, wird nicht die Technologie sein, sondern die Humanität.

#### Was ist das Ziel der KI-Forschung für die Gesellschaft?

KI soll uns helfen, unsere Probleme effektiver anzugehen. Zum Beispiel bei der Umwelt, wenn wir da schneller zu guten Lösungen kommen, dann «thank you very much». Und wie andere Technologien wird uns künstliche Intelligenz die Arbeit erleichtern. Sie wird E-Mail-Entwürfe schreiben und wir werden sie da und dort justieren, dann abschicken. Diese Effizienzsteigerung wird uns befreien. Vielleicht kommt mit der KI automatisch die Viertagewoche. Grundsätzlich ist Technologie da, um uns ein erfüllteres Leben zu ermöglichen – uns und unseren Nachkommen.



Jetzt  
anmelden!



# Ready to focus?

## Masterinformationstage 19.–21. März 2024

Informationen und Anmeldung: [www.masterinfotage.unibe.ch](http://www.masterinfotage.unibe.ch)

**u<sup>b</sup>**

---

b  
**UNIVERSITÄT  
BERN**



# Das Mensa-Testlabor

**Fancy Mittagessen auf dem Campus Irchel: In der neuen Mensa kannst du einen Tisch reservieren, an der KI-Kasse bezahlen und besonders viele Pflanzen essen.**

Melanie Guhl (Text) / Elia Mathias (Foto)

Macht man sich auf dem Campus Irchel auf den langen Weg vorbei an der Cafeteria Seerose, in den hinteren Teil des Gebäudes, findet man eine Mensa, wie sie die Uni noch nicht gesehen hat. Kaum nach Tablett und Besteck gegriffen, wird man von Nadia, einer Mitarbeiterin des Green Kitchen Lab, herzlich begrüsst. «Habt ihr einen Tisch reserviert?» – eine Frage, die man so zum ersten Mal in einer Mensa gestellt bekommt.

Aber auch ohne Tischreservierung findet sich meistens ein Platz. Um etwas gegen den Hunger zu tun, muss man sich für eine der zwei Menüoptionen entscheiden. «Hummus-Bowl mit Blumenkohl-Sesam-Tempura, Spinatsalat, gepickelten Zwiebeln, Mandeln und Pinsa» oder «Bodenkohl-rabi-Kartoffelstampf mit Lauch, Schmorkarotten, Urdinkel-Brotcroutons und Sonnenblumenkerne» könnten zur Auswahl stehen. Ist die Entscheidung getroffen, kann man dabei zusehen, wie das Essen in der offenen Küche von den Mitarbeitenden frisch zusammengestellt wird.

## Bezahlen an unbedienter Kasse

Mit 6,90 Franken kommt einem das Menü kaum teurer zu stehen als in anderen Mensen. Sollte Durst aufkommen, kann dieser mit Hipster-Getränken wie Züri-Schorle oder einem Vivi Bio Mate gestillt werden. Hat man sein Mittagmenü beisammen, geht es weiter an die Kasse, welche auch Überraschungen bereithält. Bezahlt wird nämlich nicht bei einem menschlichen Gegenüber, sondern bei einer KI-operierten Kasse. Diese erkennt, was man alles aufs Tablett gepackt hat und berechnet so den Preis.

Das Green Kitchen Lab hat letzten Dezember seine Türen geöffnet. Der Name ist dabei Programm: Nachhaltigkeit steht im Mittelpunkt, die neue Mensa wird als Testlabor für das neue Konzept der dahinterstehenden Genossenschaft ZFV genutzt. Dieses legt seinen Fokus auf saisonale und pflanzenbasierte Menüs – wobei pflanzenbasiert nicht nur fleischlos, sondern auch möglichst un-

verarbeitet heissen soll. Fleischalternativen wie Planted Chicken oder Seitan kommen deshalb nicht auf den Teller. Hingegen setzt das Green Kitchen Lab auf unterschiedliches Gemüse, auch solches, das es im Verlauf des Jahres selbst einmacht.

Die Basis bilden also vegane Gerichte, bei denen tierische Produkte bloss eingesetzt werden, wenn es dem Rezept hilft. Auf Fleisch wird dennoch nicht vollständig verzichtet: das Basismenü ist zwar vegan oder vegetarisch, Fleisch ist dafür als «Add-on» zu einem Aufpreis von 4,50 Franken erhältlich. Aus einer vor Ort durchgeführten Bedürfnisumfrage bei Studierenden, Dozierenden und Mitarbeitenden hat sich nämlich ergeben, dass pflanzenbasierte Küche hoch im Kurs steht, aber auch ein gewisses Angebot an Fleisch gewünscht wird. Das Angebot ist bewusst eher knapp gehalten, da das Hauptgewicht auf der Qualität und nicht der Quantität liegen soll. Täglich gibt es zwei verschiedene Menüs, wobei diese wöchentlich wechseln. Anders als in anderen Mensen bekommt man also nicht jeden Tag etwas Neues aufgetischt.

Nicht nur das Essen, sondern auch das Drumherum ist im Konzept berücksichtigt. Features wie das Reservations- und das Kassensystem sind in den Mensas der Uni einmalig und sollen zukunftsweisend sein. Mit reservierbaren Plätzen soll der Mittag in der Mensa angenehmer werden, indem der Stress des Platz-Suchens wegfällt. Tatsächlich ist im Green Kitchen Lab die Platzsuche einfacher



Im Green Kitchen Lab werden jeweils zwei Menüs angeboten. Diese wechseln nicht täglich, sondern wöchentlich.

und die Räume sind weniger überfüllt. Das könnte aber ebenso daran liegen, dass die Mensa etwas versteckt und noch unbekannt ist. Auch die selbständige Kasse soll helfen, da das wegfallende Kassenpersonal nicht gestrichen wird, sondern an anderen Orten, wie beim Empfang, eingesetzt werden kann. Die unbediente Kasse stiftet zwar bei der ersten Benutzung Verwirrung, ist aber nachher einfach zu bedienen.

## ZFV plant weitere Standorte

Ob sich dieses futuristisch anmutende Konzept grossflächig durchsetzen wird, ist fraglich. Bisher kommt es aber gut an. Laut Betriebsleiter Felix Trottmann sind die Rückmeldungen durchweg positiv, einzig die Kritik «zu fancy» wird gelegentlich angebracht. Die neue

Mensa wird langfristig am Irchel bleiben. Wenn sich das Konzept behauptet, soll es auch an weiteren Standorten der Genossenschaft ZFV implementiert werden.

Auch am jetzigen Standort ist noch einiges geplant: Das Frühstücksangebot – mit Scones und Porridge – soll ausgebaut und das bereits bestehende Teekonzept besser beworben werden. Auch das ganztägig bestellbare Menü ist noch in seiner Testphase. Ausserdem soll das Angebot an «Add-ons» erweitert werden, damit alle ein Menü nach ihrem Gusto zusammenstellen können. Auch wenn noch Veränderungen zu erwarten sind, ist das Green Kitchen Lab gekommen, um zu bleiben – und soll im besten Fall eine Vorreiterrolle in der Mensalandschaft der Universität Zürich einnehmen.

## Ich war noch niemals ... auf dem Dach des Maschinenlabors

Die ETH und die Uni flechten sich tief ins Stadtgewebe ein. In Hottingen glänzen zahllose blaue Uni-Plaketten an den Häusern. Die ETH baut, ob am Gloriarank, an der Haldenegg oder am Höggerberg. Nicht nur in der Stadt sind die beiden Hochschulen gut vertreten. Die Uni besitzt zwei Häuser mit Seeanstoss, die ETH neben einer Event-Villa am Zürichberg auch eine Alp und mehrere Höfe. Das Hochschul-Universum zieht sich also nicht nur durch endlose Gänge, Büros und Abstellkammern, sondern auch durch grüne Wiesen, Gewächshäuser und Kuhställe. Konfrontiert mit so vielen Orten, an denen ich noch nie war, entscheide ich mich, im Zentrum zu beginnen. Ich kenne mein Ziel nur von einer Fotografie. Es handelt

sich um die Dachterrasse des Maschinenlabors, gebaut von Otto Salvisberg im Zug der Moderne – weisse Kittel über den Dächern von Zürich. Das Sinnbild des Fortschritts mitten in der Stadt. Ich brauche mehrere Anläufe, bis ich mein Ziel erreiche. Beim ersten lande ich im falschen Gebäude, beim zweiten werde ich wegen fehlender Registrierung weggewiesen. Seit der Sanierung befindet sich im Gebäude nämlich das «Student Project House», eine umfangreiche Werkstatt, zugänglich für alle ETH-Angehörigen. Ausgerüstet mit Legi, schaffe ich es beim dritten Mal endlich an mein Ziel. Oben angekommen schaue ich mich enttäuscht und fasziniert zugleich um. Dank der vielen Anbauten und Renovierungen ist von der Dachterras-

se nicht mehr viel übrig. Ein Pavillon mit Küche und Lounge nimmt einen grossen Teil ein. Anstelle der schlichten Fenster und des freien Grundrisses Sofas, Dreifachverglasung und Neonschild: «Think Outside the Box». Die Häuser rundum sind seit den Dreissigern stark gewachsen. Nicht mehr über der Stadt, sondern mittendrin, statt weissen Kitteln viel Farbe. Der ehemalige Fernheizturm zeigt mir, dass ich doch am richtigen Ort bin. Nach einer Pause in der Sonne spaziere ich durch die beiden Hauptgebäude vorbei am Unikindergarten zurück zur blauen Plakette der Redaktion. Rückkehrpotential: Für die Nähmaschinen und 3D-Drucker unbedingt, für die Dachterrasse halte ich mich lieber ans ETH-Bildarchiv. (les)



Nicht nur der Turm des ehemaligen Fernheizwerks ist über die Jahre stark gewachsen.



**Lichtflecken** – Wir schliessen unsere Augen und strecken unsere Gesichter der Sonne entgegen. Ich rümpfe die Nase. Manchmal muss ich niesen, wenn ich zu fest in die Sonne schaue, wie nach dem ersten Schluck Grapefruitsaft oder ganz dunkler Schokolade. Gelborangene Flecken beginnen auf unseren Lidern wie auf einer Leinwand herumzuschweben. Wie diese vorprogrammierten Bildschirmschoner, nur ziemlich viel schöner. Du meinst, das ist mehr als die Sonne? Ein Gefühl gehört dazu, findest du nicht? Wie Wolken, die unter den Augenlidern kitzeln? Oder ein sanftes Schwirren unter der Haut.

Ein leichtes Schwindelgefühl packt mich. Die Flecken beginnen ihre Form zu verändern, werden grösser, überlappen und zerfliessen zu grossen Pfützen aus Sonnenlicht. Ich versuche zögernd, die Farbe meiner Flecken zu beschreiben, verfangen mich aber in meinen eigenen Worten. Mir fällt auf, dass sich die Flecken nicht mit Worten bändigen lassen wollen; kaum fällt mir ein annähernd passender Vergleich ein, beginnt sich die Farbe zu verändern. Von gelbweiss zu rostbraun-orange. Die Realität verschwimmt und bildet sich neu. Ein bisschen kommt mir das Ganze vor wie das Schattenspiel im Höhlengleichnis, nur in unseren Augenhöhlen. Unsere dünnen Lider beginnen zu flattern, während wir leise und von der Sonne angetrunken über unsere Verträumtheit lachen. Vorhänge, hinter denen wir uns wohlfühlen, während die Welt draussen für einen Moment ausgeblendet ist. Dann reiben wir uns heftig die Augen. Ein bisschen flimmert's noch, während wir uns wieder hinaus ins grelle Licht werfen.

**Fanny Stählin (Text und Foto)**

## Sonntagabendübelkeit

**Kolumne** – Es ist Sonntagabend und ich sitze im Zug von Klosters nach Zürich. Die Rhätische Bahn rasselt die Schienen entlang und pfeift ihr altbekanntes Lied durch die laue Winternacht. In meinem Mund ein fahler, leicht bitterer Geschmack. Mir ist schlecht.

Am kalten Bier festgeklammert zechen wir durch die Nacht, bis unsere Füsse schmerzten und die dunkel-drohende Vorahnung der sich den zu Ende neigenden Semesterferien vergessen war – zumindest für einen kurzen Moment. Wir wollten nochmals raus aus der Stadt, an die frische Luft, um im Schutz der Schweizer Alpenkette zur Ruhe kommen und neue Energie zu tanken. Nochmals durchatmen, bevor

man wieder in die Vorlesungssäle und Seminarräume einkehren und in den Bann der Alltäglichkeit eingezogen wird. Bevor man wieder sozialen Verpflichtungen hinterherhinkt, die man in den vergangenen Wochen doch so erfolgreich hatte aufschieben können. So ganz bewusst ist mir das Älterwerden noch nicht. Ich weiss schon, mit 24 ist man noch jung. Aber langsam spüre ich, dass selbst kleinste Anstrengungen nicht unbemerkt an mir vorbeiziehen. Mittlerweile brauche ich gefühlt doppelt so viele Erholungsphasen als noch zu prälock-down'scher Zeit.

Damals war ich pausenlos unter Menschen, unabhängig davon, wie gut ich sie kannte. Es war mir

ein Leichtes, andauernd neue Leute kennenzulernen und diesen offen und unvoreingenommen zu begegnen. Meine Eltern mahnten immer wieder, nicht jedem dahergelaufenen Menschen eine Schulter und ein offenes Ohr zu bieten. Dabei machte es mir gar nichts aus, überall einzuspringen, wo es gerade jemanden brauchte. Schliesslich war ich als Kind stolze Pfadi und da hiess unser Motto auch: «Allzeit bereit!»

Ich war einfach nie müde, hatte einen unersättlichen Tank an körperlicher und sozialer Energie. Und sehr viel Spass. Allerdings war Priorisieren ein Fremdwort und das Wichtigste kam immer zu kurz. Ich ahnte schon, dass ich nicht immer so weiter machen könnte. Und ir-

gendwann waren es nicht mehr nur meine Eltern, die mich vor der Erschöpfung zu bewahren versuchten.

Das Entschleunigen tat gut. Jetzt komm ich nicht mehr davon los, als wäre es eine Sucht. Heute muss ich mir Me-Time-Slots einplanen, damit ich nicht die Nerven verliere. Ich weiss nicht, ob das zum pandemischen Erbe zählt oder eine natürliche Alterserscheinung ist, aber eines ist sicher, meine Batterie scheint defekt. «Wieso führen wir eigentlich nicht ein Leben, in dem wir keine aktiven Pausen mehr brauchen, weil wir automatisch nur so viel von allem machen, wie uns guttut?», fragte vor kurzem eine Freundin. Wie recht sie hat. Und doch erwische ich mich dabei, wie-

der drei Verabredungen an einem Tag angesetzt zu haben. Mit der rasant schwindenden Distanz zur Stadt wird die Übelkeit schlimmer und die Vermutung stärker, dass diese vom Blick in den Terminkalender herrührt. (gas)



# Einen Fuffi mit der Karte zahlen

Hier wird gekifft und Milkshakes geschlürft: Im Zürcher Many's ist der Cannabiskonsum legal. Das Café ist Teil einer Pilotstudie der Stadt und der Uni Zürich.

Adriana Lienert-Saéz (Text) / Giorgio Dridi (Foto)

Von aussen wirkt das Lokal wie ein schöner Altbau: Der Eingangsbereich ist weiss gestrichen, tiefe Decken mit urchigen Querbalken sind Überbleibsel aus der Zeit, als hier noch ein Winzerhaus war. Eine Weinkarte hat das Many's nicht, dafür aber eine Cannabiskarte. Hinter der Ladentheke stehen zehn verschiedene Cannabis-Sorten in kleinen Glasbehältern mit integrierter Lupe am Deckel – bereit für den legalen Verkauf.

Das Many's befindet sich an der Beckenhofstrasse Nähe Kulturhaus Dynamo und macht parallel zum regulären Gastronomiebetrieb bei der Pilotstudie «Züri Can – Cannabis mit Verantwortung» mit. Die Studie wird von der Universität Zürich durchgeführt und ist Teil eines Forschungsprojekts zur Untersuchung des legalisierten Cannabiskonsums. Das Projekt will weniger gesundheitsschädliche Konsumformen fördern sowie den Zugang zu präventiver Beratung und medizinischer Betreuung verbessern.

**Arbeiten und daneben Joints rollen** Einzigartig sind dabei die sogenannten Social Clubs, die nur in Zürich zu finden sind. Derzeit gibt es zehn. Die Vereine stellen Räumlichkeiten bereit, in denen Studienteilnehmende Cannabis kaufen und konsumieren können. Alternativ können sie das Forschungscannabis in Apotheken oder beim Drogeninformationszentrum erhalten und an einem privaten Ort geniessen.

Hinter der Bar und Verkaufstheke gibt es eine kleine Küche und eine Lounge, die an diesem Abend sowohl zum Arbeiten als auch zum Rollen von Joints genutzt wird. Gleich dahinter führt eine Tür zum Herzstück des Lokals – das Fumoir. Während den Social-Club-Zeiten sind nur Vereinsmitglieder zugelassen, sonst ist das Café öffentlich zugänglich. An diesem Freitagabend sind drei Studienteilnehmer im Lokal, zwei davon befinden sich im Fumoir. Silvan\* zieht genüsslich an einem frisch gedrehten Joint, während sein Kollege seinen abgelegt hat, um einen Milkshake zu geniessen.

«Im Many's spricht man auch mit Leuten, die man noch nicht kennt. Als Verein fühlt man sich mit den anderen Mitgliedern verbunden», betont Silvan. Er würde sich sogar noch mehr Mitglieder wünschen, zusätzlich zu den 150 bestehenden. Diese Begrenzung ist jedoch vorgeschrieben: Zur Studie werden nur Aktiv-Konsumierende zugelassen, die über 18 sind und in der Stadt Zürich ihren Wohnsitz haben. Schwangere, Stillende und Berufsfahrer\*innen sind von der Teilnahme ausgeschlossen. Wer am Pilotprojekt teilnehmen kann, wird in einem Auswahlgespräch ent-

den. «Wir hatten 480 Interessierte für das Many's, 150 konnten wir in den Verein aufnehmen. Dabei haben wir darauf geachtet, dass verschiedene Leute zusammenkommen», sagt Massimo Castellucci, Vorstandsmitglied des Vereins Many's.

## Der Konsum ist begrenzt

Die Begrenzung der Mitgliederzahl in den Social Clubs soll den sozialen Zusammenhalt fördern, so Carlos Nordt, Soziologe an der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich und mitverantwortlich für die wissenschaftliche Leitung des Projekts. Dadurch werde eine effektivere Berücksichtigung der individuellen Bedürfnisse und Voraussetzungen der Teilnehmenden ermöglicht.

Während des Abends kommen drei Personen in das Lokal, um Gras zu kaufen. «Wie geht's?», «Guet, und dir?», «Au guet. Ich hett gern foif Gramm Sour Diesel.» Und dann wird bezahlt. «Es ist einfach geil, einen Fuffi mit Karte zu bezahlen», kommentiert Silvan. Studienteilnehmende dürfen innerhalb eines Monats maximal 10 Gramm reines THC erwerben, beispielsweise 50 Gramm eines Produkts mit 20 Prozent THC-Gehalt. Pro Tag sind höchstens zwei Packungen à 5 Gramm erlaubt.

Es komme vor, dass Kund\*innen ihr Limit vor Monatsende erreichen, so Castellucci. Zudem sei das Tageslimit für einige unpraktisch, zum Beispiel, wenn man in die Ferien fahre. Dass die Gefahr besteht, dass Teilnehmende deshalb auf den Schwarzmarkt ausweichen, ist den Verantwortlichen bewusst. Nordt betont: «Der Konsum hat viel mit Gewohnheit zu tun, das illegale Beschaffen kann Teil des Rituals sein. Wir wollen erfassen können, ob es nebst dem Studien-Cannabis anderweitig konsumiert wird und dies dann analysieren.»

In puncto Qualität gehen die Meinungen auseinander. Castellucci versichert: «Dieses Gras ist weniger gespritzt als die Tomaten, die du im Migros kaufst.» Tatsächlich ist geregelt, dass das Studien-Cannabis im Labor auf Pestizide sowie

## «Dieses Gras ist weniger gespritzt als die Tomaten, die du im Migros kaufst.»

Massimo Castellucci, Vorstandsmitglied des Vereins Many's

Schwermetalle geprüft wird. Ausserdem wird die Droge ausschliesslich in der Schweiz angebaut. Dafür haben ausgewählte Cannabisproduzierende eine Ausnahmegenehmigung vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) erhalten. Konkret sind es zwei Firmen, welche über die Bewilligung verfügen: «Swissextract» baut im Seeland nahe Biel an, «Pure



«Im Many's spricht man auch mit Leuten, die man noch nicht kennt», sagt Silvan, Studienteilnehmer und anspruchsvoller Kiffer.

Production» im Kanton Aargau bei Laufenburg, gleich an der Grenze zu Deutschland. Beide mussten sich dazu verpflichten, den Bioqualitätsstandards entsprechend zu produzieren. Angeboten werden neun verschiedene Sorten, die unterschiedlich wirken – je nach CBD- und THC-Gehalt.

Im Unterschied zum Schwarzmarkt erhält man exakt 5 Gramm und die Zusammensetzung des Produktes ist genau bekannt. Silvan bemängelt jedoch, dass das Studien-Cannabis manchmal noch kleine Samen enthalte: «Auf dem Schwarzmarkt ist viel schlechtes Gras im Umlauf, aber wenn man schon legal kultivieren kann, könnte man es sicherlich noch besser machen.»

## Was nachher kommt, weiss niemand

Im Rahmen der Studie wird den Teilnehmenden das Cannabis als weniger schädliche Alternative zu demjenigen auf dem Schwarzmarkt angeboten. Die Herausforderung besteht darin, sicherzustellen, dass die Produzent\*innen hochwertige Produkte liefern, die den Qualitäts-

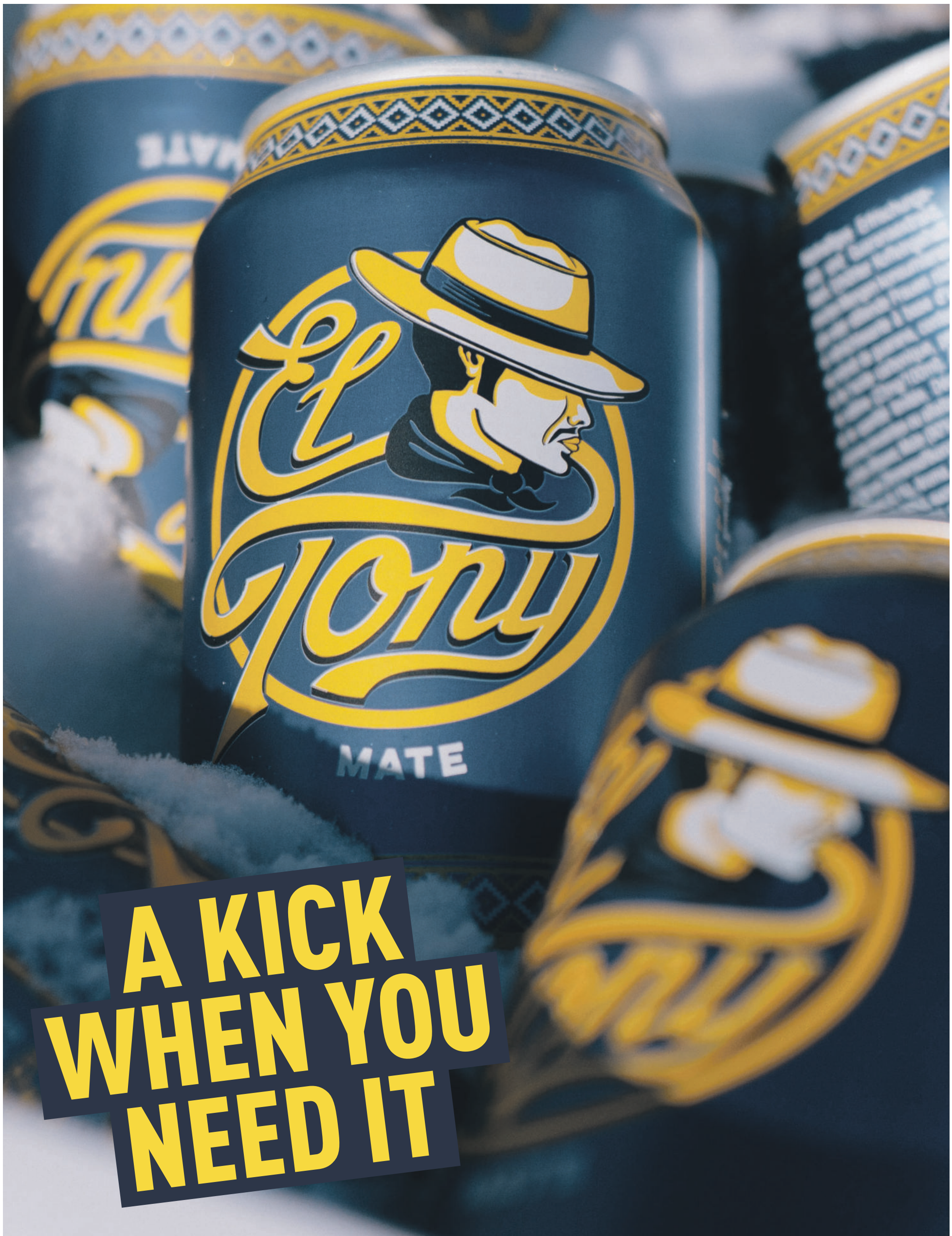
ansprüchen genügen. «Besonders beim Haschisch gab es anfangs Schwierigkeiten, ein zufriedenstellendes Produkt anzubieten», bestätigt Nordt. Die kontinuierliche Verbesserung der Produktqualität sei daher entscheidend, um eine attraktive Alternative zum Schwarzmarkt zu schaffen und die Zufriedenheit der Studienteilnehmenden

zu gewährleisten. Laut dem BAG hat über ein Drittel der Schweizer Bevölkerung ab 15 Jahren bereits Cannabis ausprobiert. Im Jahr 2016 wiesen 1,1 Prozent der Gesamtbevölkerung einen problematischen Konsum auf, bei den 15 bis 24-Jährigen waren es 2,8 Prozent.

Nordt betont, dass die Studie zur Prävention und Bildung beitragen kann: «In der Schweiz ist es Standard, dass man einen Joint mit Tabak mischt.» Zwei Drittel der Teilnehmenden tun dies noch, obwohl es alternative Konsummethoden wie Verdampfer gibt. Um dem Tabakkonsum vorzubeugen, werden die Bezugsstellen und das Verkaufspersonal geschult. Somit können sie auf individuelle Risiken eingehen: beispielsweise beim Konsum mit Kindern im Haushalt. Ziel ist es, Risiken für die Teilnehmenden und andere zu minimieren.

Nebst dem geschulten Personal gibt es medizinische Ansprechpersonen und das Drogeninformationszentrum, welche bei gesundheitlichen Anliegen Unterstützung bieten können. Die Studie will eine Grundlage für die Regulierungsdebatte schaffen. Zur Frage, ob Cannabis nach Ende der Pilotstudie legalisiert werden soll, äussert sich die Studienleitung vorerst nicht. Gemäss Castellucci geht man davon aus, dass man nach Projektende wieder zum Status quo zurückkehren wird. Was aus den Social Clubs wird, wenn die Pilotstudie im Herbst 2026 endet, ist somit ungewiss. In der Zwischenzeit bleiben die kleinen Clubs eine Randerscheinung in Zürich, wo Menschen bei einem legalen Joint von einer potenziellen Legalisierung träumen können.

\*Name der Redaktion bekannt



**A KICK  
WHEN YOU  
NEED IT**

# Sich auf Augenhöhe begegnen

Wie Körper in der Öffentlichkeit abgebildet werden, ist immer politisch. Das thematisiert die Ausstellung «Talking Bodies» im Museum für Gestaltung. Eine Reflexion.

Sumanie Gächter (Text und Bild)

Ich betrete den Ausstellungsraum und eine leichtbekleidete junge Frau zwinkert mir zu. Ihr schlanker Körper legt sich über die Motorhaube eines Renaults, der Slogan «Aus Lebensfreude» spannt sich im Bogen über das Sujet. Mein Blick trifft alsdann auf Waschbrettbäuche der Models für die Kleidermarken «H&M» und «Sisley» und erinnere mich eher schmerzlich daran, dass ich bereits seit Wochen das Fitnessstudio nicht betreten habe.

Die Ausstellung «Talking Bodies – Körperbilder im Plakat» im Museum für Gestaltung thematisiert, wie und welche Körper auf Plakaten abgebildet werden, welche Machtverhältnisse sich daraus ablesen lassen und wie wir Abbildungen kritisch hinterfragen können.

## Hauptsache tauglich für die Masse

Der Ausstellungsraum ist nicht besonders geräumig, daher reiht sich in dichtem Abstand Plakat an Plakat. Doch es zeigt sich eine gewisse Ordnung und es lassen sich verschiedene Themen bestimmten Ecken im Raum zuordnen. Die ganze Bandbreite, von Diversity Marketing bis hin zur Art und Weise, wie Menschen mit sichtbaren Behinderungen dargestellt werden, wird angeschnitten. Ein begleitendes Glossar bietet gerade Leuten, denen Begriffe wie der «Male Gaze» fremd sind, etwas Erklärung und Kontext.

Zurück zu der mir zuzwinkern- den Frau. Kann man so Autowerbung machen? Welche Zielgruppe mit dieser Autowerbung angesprochen wird, lässt sich unschwer vermuten. Alltäglich werden wir von Darstellungen menschlicher Körper überflutet, sei das auf Postern an der Bushaltestelle oder beim Öffnen einer Social Media App. Dass diese Plakate und Instagram-Posts inszeniert sind, ist klar. Selbst bei dem, was uns als Schnappschuss verkauft wird, steckt akribische Planung dahinter. Es stellt sich immer die Frage, was für eine Zielgruppe erreicht werden soll.

Wir wollen visuell angesprochen, bestenfalls auch repräsentiert werden, oder uns in die Haut des Models hineinversetzen können. Am besten eignen sich dazu Idealvorstellungen von Körpern; das heisst jung, fit und normschön. Wobei hinterfragt werden muss, was denn als letzteres gilt. Was vor zweihundert Jahren als schön galt, gilt längst nicht mehr für heute. Ausserdem ist das kulturabhängig – oder war es zumindest. Eurozentrische Schönheitsideale haben längst Eingang in alle Ecken der Welt gefunden. Und es finden längst noch nicht alle Menschen Repräsentation in der visuellen Kultur. Es werden stetig stereotype Bilder reproduziert, die stark



Schnell kann man sich im Bildermeer verlieren: Die Ausstellung «Talking Bodies» bietet trotz begrenztem Raum eine riesige Auswahl an Abbildungen von Körpern.

von vorherrschenden Schönheitsidealen und Strukturen bestimmt werden. Wie geschlechtliche und ethnische Dimensionen dargestellt werden, scheint festgefahrenen Rollenbildern zu folgen. Hauptsache tauglich für den Massenkonsum.

## Im «Male Gaze» gefangen

Zum Beispiel der in der Ausstellung mitunter thematisierte «Male Gaze» ist ein Begriff, der ursprünglich von der Filmtheoretikerin Laura Mulvey geprägt wurde. Dabei richtet sich der Blick auf ein eher passiv wirkendes Konsumobjekt statt auf eine aktive Figur. Der Male Gaze ist voyeuristisch und zeugt von einer «männlichen» Begierde, wobei dies auf einem strengen Dichotomieansatz eines binären Geschlechtermodells basiert. In einer patriarchal geprägten, heteronormativen und weiss dominanten Welt ist das Objekt der Begierde in dem Fall weiblich und je nachdem rassifiziert gelesen.

Gerade bei nicht weiss gelesenen Personen finden exotisierte Darstellungen vorgängig Raum. In der Filmkultur werden Stereotype wie die ostasiatische, manipulativ verführerische «Dragonlady» kreiert, die auf alteingesessenen Vorstellungen und Diskursen über Orientalismus beruhen. Wie Körper abgebildet werden, sollte man daher immer

auch politisch lesen. Wenn die Rolle der Meerjungfrau Ariel in Disneys Neufilmung von einer Schwarzen Schauspielerin besetzt wird, kann man sich natürlich fragen, ob dies bloss dazu dient, Diversity-Quoten für die Vermarktung zu erfüllen. Diversity sells. Andererseits können sich vielleicht schwarze Heranwachsende endlich mit einer Disney-Prinzessin identifizieren, die statt aalglatt blondem Haar Braids trägt. Doch gerade im von Hollywood und anderen grossen Studios dominierten Filmbusiness muss man hinterfragen, ob kritisch daran gearbeitet wird, bestimmte «Gazes» aufzulockern und authentische Repräsentation zu betreiben.

## Repräsentation, aber richtig

«Es gibt zwar wichtige Veränderungen, doch gleichzeitig liegt immer noch sehr viel Arbeit vor uns. Ausserdem besteht immer die Gefahr, dass sich der Markt gewisse Diskurse aneignet und sie oberflächlich vereinfacht», sagt Bernadette Kolonko. Sie ist Forschende an der Zürcher Hochschule der Künste und Filmschaffende, die sich unter anderem mit feministischen «Gazes» auseinandersetzt. Es sei wichtig, dass sich schlussendlich auch tiefergehend etwas in den Lebensrealitäten verändert. Wenn man zum Beispiel im Film von «Blickstrukturen» rede,

habe das immer auch mit Blickstrukturen in der Gesellschaft zu tun. «Es gibt Körper, die sind viel vulnerabler, die werden immer auf eine bestimmte Art angeschaut. Und dann gibt es Körper, die haben wiederum viel mehr Blickmacht, was verletzend ist», so Kolonko.

Fakt ist, dass es jene marginalisierten Körper sind, die einen wichtigen Beitrag dazu leisten, andere und damit vor allem ihre eigenen bis anhin an den Rand gedrängten Perspektiven ins Zentrum zu rücken. Die Filmschaffende hält fest: «Blickstrukturen müssen sich ändern, weil sie auch etwas in unserer Gesellschaft ändern können und wie wir uns anschauen.»

An einem Pfeiler hängt ein Zalandoplatat. Es zeigt ein Model, das nicht dem von der Modebranche bevorzugten «Size Zero» entspricht. Sie trägt Sportkleidung, ihr Blick strotzt vor Selbstbewusstsein. Mir stellt sich unweigerlich die Frage, ob bei dem Modegiganten nicht eher der Profit im Vordergrund steht als tatsächliches Aufbrechen von gefestigten Strukturen. Es wirkt so, als ob man unter dem Deckmantel von «Diversity» neue Köder kreiert und auswirft, um ein breiteres Publikum an Land zu ziehen. Nachdenklich gestimmt beschliesse ich, ab jetzt mit offenen Augen durch die Welt zu gehen.

# Erzählungen als metaphorische Aquarien

Sayaka Murata verbringt als «Writer-in-Residence» des Literaturhauses sechs Monate in Zürich. Sie erzählt von ihrem Schreibprozess, ihren Lieblingsromanen und ihrem Unbehagen mit dem Konzept Familie.

Georgina Ford (Text) / Marco Galeazzi (Foto)

«Ich dachte immer, zu Menschenfleisch passt ausschliesslich Rotwein, aber hier ginge auch Weisswein.» Das Literaturhaus füllt sich mit Gelächter, als Sayaka Muratas Kurzgeschichte «Zeremonie des Lebens» an einem regnerischen Donnerstagabend vor einem erwartungsvollen Publikum vorgelesen wird. So fesselt die japanische Kultautorin Murata die Aufmerksamkeit ihrer Leser\*innen immer wieder: Durch morbide, humorvolle Geschichten, die gesellschaftliche Erwartungen unterlaufen und alternative Realitäten erforschen. Im Westen erlangte sie vor allem mit ihren beiden Romanen «Die Ladenhüterin» und «Das Seidenraupenzimmer» Bekanntheit; in Japan hat sie bereits acht Romane und sieben Kurzgeschichtensammlungen veröffentlicht.

Neuestens ist Murata die 27. Empfängerin des «Writer-in-Residence-Stipendiums», ein Programm des Literaturhauses Zürich und der PWG-Stiftung, welches Autor\*innen sechs Monate lang eine Wohnung in Zürich zur Verfügung stellt. Von der Japanologin Daniela Tan gedolmetscht erzählt Murata von ihren Plänen in Zürich: Sie möchte ihre Fortsetzungsgeschichte, die seit zwei Jahren laufend veröffentlicht wird, beenden und dann mit einem neuen Projekt beginnen. «Eine Idee habe ich bereits im Kopf und habe auch schon Skizzen der Figuren gezeichnet», erklärt sie. «Ich muss nur noch mit dem Schreiben anfangen.»

## Skizzieren am Anfang des Schreibprozesses

Murata beginnt bei neuen Ideen immer mit einer Zeichnung ihrer Hauptfigur – gemalt wird unter anderem das Gesicht, die Körpergrösse, die Frisur. Diese Skizze wird dann immer mehr ausgebaut: «Ich zeichne danach auch die Figuren, die der Protagonist\*in nahestehen, aber nicht unbedingt der gleichen Lebenshaltung oder Meinung sind

wie Eltern oder Freunde. Diese setze ich dann in ein metaphorisches Aquarium, wo sich die Geschichte entwickelt.» Dieser fast wissenschaftliche Prozess bedeutet, dass Murata den Ablauf ihrer Geschichten nicht im Voraus plant. «Die Erzählung ist einfach, was automatisch in diesem Aquarium passiert. Es ist wie ein Experiment, das ich beobachte und dann aufschreibe.»

Diese Methode färbt auch stark auf Muratas Hauptfiguren ab, die oft Aussenstehende sind und Menschen wie Tiere in einem Zoo beobachten. So zum Beispiel Sanae, die in Muratas Kurzgeschichte «Puzzle» eine tiefgründige Faszination mit menschlichen Körperfunktionen hat.

## Surreale Geschichten und atypische Beziehungsformen

Murata erklärt, dass sie diese Skizziermethode schon seit ihrer Kindheit verwendet. Vermutlich sei sie von illustrierten Romanen, sogenannte «Light Novels» inspiriert worden, die sie als Kind verschlungen habe. Neben den Light Novels las sie als Kind gerne die Romane von Shinichi Hoshi und Motoko Arai. Beide Autoren sind vor allem für ihre Sci-Fi-Geschichten wie «Ein hinterlistiger Planet» (Hoshi) und «Green Requiem» (Arai) bekannt.

In ihrer Schulzeit gefiel ihr dann unter anderem der Schreibstil klassischer japanischer Autor\*innen aus dem 20. Jahrhundert wie Yukio Mishima und Natsume Sōseki, der erstere ist vor allem für seine Nachkriegsliteratur und der letztere für seine Haikus und den satirischen Roman «Ich der Kater» bekannt. Murata nennt auch Dazai Osamu, Yoko Ogawa und Yoko Tawada als zeitgenössischen Einfluss. Eine besonders grosse Inspiration für sie ist aber Rieko Matsuura. Die Schriftstellerin ist hauptsächlich für ihre surreale, gesellschaftskritische Literatur bekannt, darunter auch der Roman «The Apprenticeship of Big Toe P», in welchem der grosse Zeh

einer Frau zu einem Penis wird. Surreal und humorvoll sind Muratas Geschichten definitiv auch – Männer im mittleren Alter als Haustiere, Dreiecksbeziehungen mit Vorhängen, Brautschleier aus Menschenhaut – und sie erkunden üblicherweise auch Frauen, die nicht in die Gesellschaft hineinpassen. Oft kommt dazu, dass ihre Protagonistinnen keinen Sex haben wollen, romantische Liebe nicht verstehen oder in unkonventionellen Familienstrukturen leben. So fälscht zum Beispiel Keiko in «Die Ladenhüterin» eine Beziehung, weil sie merkt, dass sie so besser von der Gesellschaft aufgenommen wird. In der Kurzgeschichte «A Clean Marriage» sucht ein Ehepaar nach alternativen Methoden, um schwanger zu werden, weil sie keinen Sex haben wollen.

«Ich stelle mir oft eine Zukunft vor, in der es keinen Sex gibt,» schreibt Murata in ihrem New York Times Artikel «The Future of Sex Lives in All of Us». Sie erklärt, dass sie sich von solchen asexuellen und atypischen Figuren angezogen fühlt, weil sie als Kind das Konzept der Familie nie verstehen konnte. «Ich hatte Eltern, die sich ein Haus geteilt und mir ein Zuhause und Essen gegeben haben, das habe ich irgendwie komisch gefunden. Es hat mir auch eine gewisse Angst eingejagt, es war wie ein System, eine Menschenfabrik. Erst viel später, als ich aus dieser Familie herauskam, sah ich, dass es auch viele Menschen gab, die anders lebten. Das war eine beruhigende Erkenntnis.»

## Inspiration aus vergessenen Erinnerungen

Wie ihre Ansichten über Familienstrukturen zeigen, werden Muratas Werke oft von ihrem persönlichen Leben beeinflusst. Zum Beispiel hat sie so wie auch Keiko selbst lange in einem Convenience-Store gearbeitet. Sie erklärt, dass der persönliche Einfluss je nach Geschichte variiert. «Am Anfang eines



Sayaka Murata verbringt als «Writer-In-Residence» sechs Monate in Zürich.

Projekts treffe ich oft auf eine Figur, die ganz anders ist als ich» erzählt Murata. «Aber dann gehen während des Schreibprozesses manchmal Türen auf im Kopf, zu denen man vorher keinen Zugang hatte – also Erinnerungen, die man vergessen oder nicht mehr präsent hat. Diese werden dann auch Teil der Figur oder der Geschichte.»

**Sayaka Murata** ist 1979 in der japanischen Kleinstadt Inzai geboren. Mit «Die Ladenhüterin» hatte sie ihren internationalen Durchbruch.

## Impressum

### ZS Zürcher Studierendenzzeitung

Ausgabe 1/2024, 102. Jahrgang  
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie Abonent\*innen an der ETH Zürich und anderen Schweizer Hochschulen verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

**Verlag:** Medienverein ZS,  
Rämistrasse 62, 8001 Zürich  
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

**Geschäftsleitung:** Jan Bolliger  
jan.bolliger@medienverein.ch

**Auflage:** 28'164 (WEMF 2022),  
30'000 (Druckauflage)

**Druck**  
Merkur Druck AG  
Gaswerkstrasse 56,  
4901 Langenthal

### Redaktion

Gena Astner [gas], Narisara Behrends, Giorgio Dridi [gio], Jon Maurer, Lea Schubarth [lea], Sumanie Gächter  
**Bildredaktion:** Mark Blum, Lucie Reisinger [luc], Linn Stählin [les]  
**Redaktionsleitung:** Anahí Frank und Kai Vogt

**Adresse:** Redaktion ZS, Rämistrasse 62,  
8001 Zürich **E-Mail:** redaktion@zsonline.ch  
**Cover und Aufschlag:** Mark Blum

### Mitarbeit

**Texte:** Meryam Bahi, Lisa Egger, Ella Elo-quentia, Georgina Ford, Melanie Guhl, Helin Hatun, Serafin Jacob, Adriana Lienert-Saéz, Fanny Stählin, Vincenzo Togni, Leonie Traber  
**Bilder und Illustrationen:** Marco Galeazzi, Sumanie Gächter, Noah Liechti, Elia Mathias, Zoë Nogier, Mara Schneider, Camilla Chazar Testere, Alexandre Valin  
**Piktogramm:** Marin Stojanovic

### Korrektorat

Marco Neuhaus  
**Gestaltungskonzept**  
Abhash Mittal  
**Laufschrift:** Gaisyr (Dinamo)

**Website:** www.zsonline.ch

**Instagram:** zs\_online X: @zsonline

### Inserate

Timothy Walder  
2047 Agency  
Bahnhofstrasse 47, 5600 Lenzburg  
www.2047.agency · 076 441 08 00  
timothy.walder@zsonline.ch  
Inserateschluss 1/24: 02.02.2024

### Produktionssong #1/24

viko63 – Sauf Sport Balance



# Im Kopf eines Alten

Nelio Biedermann veröffentlichte vergangenen Sommer seinen ersten Roman. Im Gespräch erzählt er, wie das Studium sein Schreiben beeinflusst.

Vincenzo Togni (Interview) / Alexandre Valin (Foto)

**Nelio, du hast deinen Debütroman «Anton will bleiben» über einen alten Mann geschrieben, der sterben wird. Das Buch ist deinen Grosseltern gewidmet. Wie haben sie darauf reagiert?**

Ich habe das Gefühl, dass ich das Buch etwas zu spät geschrieben habe, weil meine Grosseltern nicht mehr so viel davon mitbekommen haben, wie es vielleicht vor einigen Jahren noch möglich gewesen wäre. Sie haben sich zwar gefreut, aber nicht mehr verstanden, dass die Widmung in jedem Buch steht und nicht nur persönlich in ihren. Ich habe ihnen viel zu verdanken, weil sie mich inspiriert haben und mir das Leben älterer Menschen näher brachten.

**Der Protagonist Anton kriegt die Diagnose, dass er noch zwölf Monate zu leben hat. Du bist 20-jährig und hast im Sommer dein Studium an der Uni Zürich begonnen. Wie bist du auf diese Idee gekommen?**

Es hat sich einfach irgendwie ergeben. Die Entscheidung war nicht bewusst. Ich hatte die Idee von einem Menschen, der unbedingt berühmt werden will. Es kam die Frage auf, warum er dies wolle. Erst dann kam Anton dazu, ein Nebencharakter aus einer unveröffentlichten Geschichte. Da er krank ist, beschäftigt ihn das Thema der Vergänglichkeit sehr. Es passte einfach gut zusammen.

**Hattest du Schwierigkeiten, dich in deinen Buchcharakter hineinzuversetzen?**

Es ist mir nicht so schwergefallen. Ich glaube, das Schwierigste waren die Details in Antons Leben als älterer Mann, weil ich keine Referenz dafür hatte. Es entstand eine gewisse Unsicherheit die bis am Schluss geblieben ist. Für mich war es während des Schreibprozesses hilfreich, viel zu beobachten. Gespräche, etwa mit meinen Grosseltern, habe ich für das Buch aber nicht geführt.

**Denkst du oft über das Sterben und den Tod nach?**

(Zögert) Schon ab und an, aber ich glaube nicht viel mehr als andere Menschen in meinem Alter. Es beschäftigt mich aber, was ich auf dieser Welt mache und was bleibt, wenn ich nicht mehr bin. Im Buch wird diese Vorstellung etwas demaskiert. Anton merkt, dass das Streben nach Unvergänglichkeit nicht glücklich macht. Mir persönlich ist es beim Schreiben ähnlich ergangen.

**In welchem Verhältnis stehst du zu deinem Protagonisten?**

Ich habe ein sehr enges Verhältnis zu Anton. In den vier Monaten, in denen ich das Buch geschrieben habe, ist er mir immer näher ans Herz gewachsen und ich habe mich richtig angefreundet mit ihm. Als ich mit dem Buch

fertig war, fand ich es fast etwas schade, mich von ihm zu trennen.

**Im Buch kommt es zu tragikomischen Momenten, über die man schmunzeln muss. Ist das gewollt?**

Ja, das ist schon sehr gewollt. Insbesondere, weil das Thema sehr ernst ist. Ich wollte es etwas auflockern und zugänglicher machen. Beim Schreiben habe ich auch gemerkt, dass sich relativ schnell ein Ton einstellt, der sich dann durch das Buch zieht.

**Inwiefern hat das Schreiben des Romans deine Studienwahl beeinflusst?**

In erster Linie war mir wichtig, dass mir mein Studium Spass macht. Sowohl das Fach Germanistik als auch Filmwissenschaften können mir beim Schreiben helfen. Auch wenn ich nicht kreativ schreibe, setze ich mich regelmässig mit Geschichten auseinander.

**Beeinflusst diese Auseinandersetzung im Studium dein Schreiben?**

Absolut! Gerade erzählerische Mittel finde ich extrem spannend. Beispielsweise das Experimentelle bei Filmen, welches Normen aufbrechen kann. Eigentlich mochte ich experimentel-

**Dennoch wurdest du bei der Literaturpreisverleihung «Leseieber Feder» als «Ausnahmetalent» bezeichnet. Siehst du dich als zukünftigen Star-Schriftsteller?**

Nein. Ich denke, dass es Selbstbewusstsein und Mut braucht, um eine Geschichte einem Verlag zu übergeben. Zudem war ich zufrieden mit meinem Protagonisten Anton, sonst hätte ich das Buch auch nicht veröffentlichten wollen. Als Ausnahmetalent würde ich mich jedoch nicht bezeichnen. Ich will mich verbessern und tue viel dafür. Wohin dies führen kann, wird sich zeigen.

**Anton versucht sich nach seiner Diagnose zu verewigen, unter anderem als Schriftsteller. Du hast dich nun verewigt. Bist du stolz?**

Stolz bin ich schon. Es ist irgendwie schon sehr surreal, wenn ich meinen eigenen Roman in einer Buchhandlung sehe. Aber es ist nicht so, als hätte ich etwas abgehakt. Darum ist es mir in erster Linie auch nicht gegangen. Zudem hatte ich Angst, dass es ein grosser Flop wird.

**Warum?**

Als ich die Zusage vom Verlag erhalten habe, war dies zwar sehr schön, aber auch etwas unheimlich.



«Das Schreiben einer Geschichte macht mir mehr Spass als das Fertighaben», sagt Nelio Biedermann.

les Schreiben bisher nicht. Durch das Studium habe ich vielleicht eine Form davon gefunden, die mir gefällt.

**Träumst du während Literaturvorlesungen manchmal davon, dass in einigen Jahren deine eigenen Werke besprochen werden könnten?**

(Schmunzelt) Ja, schon! Gerade, wenn ich an Module denke, in denen Schweizer Literatur behandelt wird. Ich muss mein Schreiben zwar vermarkten, aber auch ehrlich gestehen, dass es für ein solches Modul wahrscheinlich noch nicht gut genug ist.

Die Angst, dass nur 100 Bücher verkauft werden, war schon präsent. Umso schöner ist es nun, dass bereits die zweite Auflage des Buchs im Verkauf steht.

**Wie geht es nun für dich weiter?**

Ich bin wieder am Schreiben und plane ein nächstes Buch. Das Schreiben einer Geschichte macht mir mehr Spass als das «Fertighaben». Es geht mir auch besser, wenn ich schreibe, denn es gibt mir etwas zurück. Einige Lesungen sind zwar noch geplant, aber ich schreibe bereits neue Geschichten.



## Schönes in Kürze

**«Wilde» Zwanziger auf 192 Seiten**

**Iiona Hartmann** erzählt in ihrem zweiten Roman «**Klarkommen**» vom Erwachsenwerden in einer fremden Grossstadt. «Alles in der neuen Stadt fiel mir schwer. Ausgehen, drinbleiben, hineinflinden, mitmachen, loslassen, ausatmen», gibt die Erzählerin zu. Hartmann schafft es, in kurzen, teils witzigen Szenen eine Coming-of-Age-Geschichte ohne Beautyfilter zu erzählen: Keine überzogenen Höhen und Tiefen, mehr Alltag als Abenteuer. Das Versprechen von der «besten Zeit des Lebens» will für die drei Protagonist\*innen nicht so richtig wahr werden. Sie versuchen, dieser Ernüchterung zu entkommen und mit den neuen Herausforderungen zurechtzukommen. Wer kennt es nicht? (*luc*)

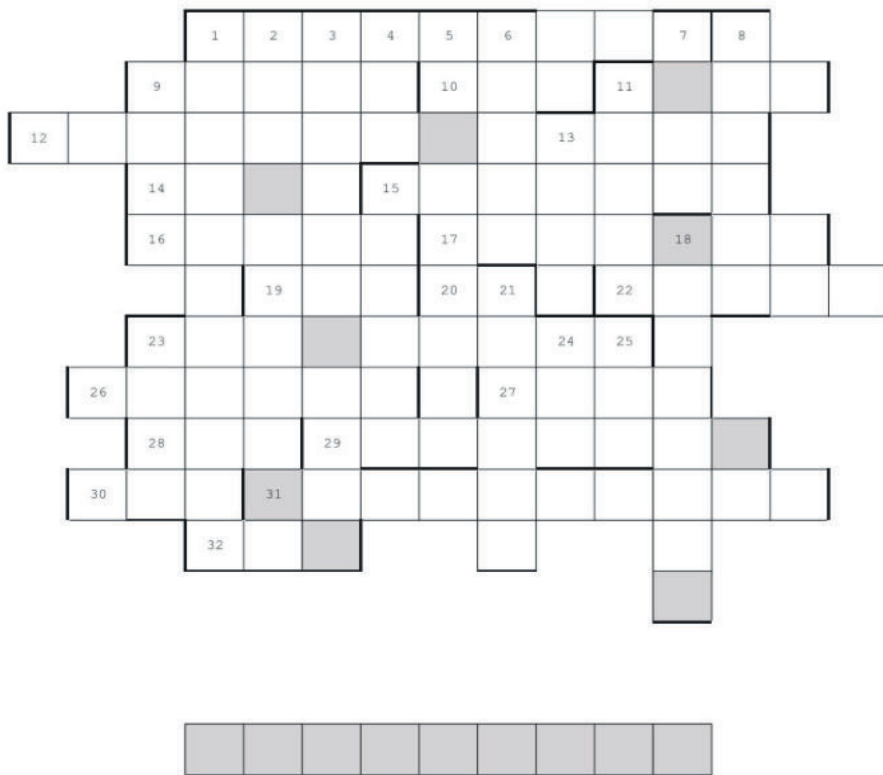
**Kulturpromis erklären Filme**

Wer nach dem Kinobesuch den Drang verspürt, den Film nochmals aufzurollen und die Meinung anderer Filmliebhaber\*innen zu hören, ist beim «**UTO late**» Talk richtig. Benedict Wells und Christoph Daniel laden jeweils einen Gast aus der Kulturbranche zum Gespräch ein. Am 15. März wird der Klassiker «**The Breakfast Club**» gezeigt und am 16. März besprochen. Wer sich erhofft, an der Diskussion teilzuhaben, wird enttäuscht. Die Veranstaltungsreihe kommt in ihrer Form einem Live-Podcast wohl am nächsten und ist nur geringfügig interaktiv. Dafür wird der Film humoristisch reflektiert und die Moderatoren überzeugen mit ihrer ausgestellten Ahnungslosigkeit gegenüber dem, was sie gerade tun. Berieseln lassen und einen Drink an der fantastischen Kinobar geniessen, bevor das Kino seine Türen für immer schliesst. (*gas*)

**Umberto Bordoli flickt Lederwaren**

Direkt an der Tramstation **Berninaplatz** befindet sich ein mittlerweile 30 Jahre altes Warengeschäft, das nebst einem Schlüsselservice allerlei Leder- und Schuhmacher-Dienstleistungen anbietet. An der Schaufensterfront kleben Notizzettel, hinter Kisten voll lederner Stoffreste verstecken sich sichtlich in die Jahre gekommene Maschinen und ein etwas älterer Mann. Der Mann spricht lieber Italienisch als Deutsch und hält die Kommunikation auf Minimum, wirkt aber dennoch freundlich. Bei jedem Bruchstück weiss er, was zu tun ist. Für kleinere Operationen wie kaputte Taschenhenkel oder abgelöste Schuhsohlen benötigt er knapp zehn Minuten und verlangt nicht mehr als 20 Franken in bar. Mit Karte bezahlen kann man hier nicht. (*gas*)

## Hier rätselt einfallsreich Ella Eloquentia.



Sende das Lösungswort bis zum 8. März  
mit dem Betreff «Rätsel» an [redaktion@zsonline.ch](mailto:redaktion@zsonline.ch).  
Zu gewinnen gibt es 3x2 Gutscheine für die Kinos  
Riffraff und Houdini.

### Waagrecht

1 Langbrotdiebstahl ist eine 9 Vom Kopf auf die Füsse Gestellter bereitet Philo-Studis Schwindel 10 Ornamente der Gene 11 Fast nahöstlicher Staat verspricht Gutes 12 Trotz Name nicht im Benz zu schmeissen, valid um Furcht zu lösen 14 Tauschware für Ayran, Haartransplantation oder 23 senkrecht 15 Original japanisches macht ohnhin gierig 16 Blaumacher erst für Goldschürfer, nun für die im Bau, Macher und alle anderen 17 Gollum klingt per Original nach britischer Moewe 19 Persönlicher Kredit-Taxus kurz in pointierter Klausur-Terminologie 20 Steht verwirrt auf Adam und Eva? 22 Diese Gegenleistung wird auf deutschen Bahn-gleisen heftig diskutiert 23 Vollzeitjob der Rentner\*innen 26 Langstrassenseitengasse von Piraten angestellt! 27 L'exploiteur d'elfes 28 Kann gefährlich beißen wenn du kein Genosse bist 29 Herr Papa im Grimmschen Ablebbusiness? 30 Vor so Frage, nach so ausserdem, zwischen zweien davon eh 31 Was das Altersheim und der Minions-Film gemeinsam haben 32 Brutto eine der wichtigsten Domainnamen

### Senkrecht

1 Scheitern öfter als bei der Be-losen Variante im Lotto 2 Die Furcht vor dem Explodieren? Eher in der Weite zu finden 3 Wie steht's um das himliche Erbe? Geht, danke, gut! 4 Express und Muhammad teilen schnell aus 5 Wenn b folgt a und c folgt b, dann c folgt a 6 Beschleunigt die Reaktion, schmeckt rückblickend fast nach Minze 7 Vom Scheich auf Zahlungsfragen Angesprochener 8 Spanischer Herr, aber nur alter Schwede 11 Im Spital legal, für verletzten Opi attraktiv 13 Blutsaugende Variante von 9 waagrecht 15 ... ich wenn ich von ETH auf UZH blicke oder von Dänemark nach Polen 18 Eil Regal umzubauen zwecks Kunstwerkklagerung! 21 Split(tr)ige Staatsform? Chiquita lässt grüssen! 23 Türkischer Ahn von Ouzo und Pastis 24 Ungern gehabt, komm ran wenn am Mann 25 Mit Ief deutscher Mann, mit ektiv privater Polizist

## Zeitkapsel

Gezeichnet von Alain Schwerzmann vom Comicmagazin «Die Notbremse».

Beim Umzug taucht plötzlich die Panasonic Lumix DMC-ZX1 auf, meine alte Digi-Cam.

Wie um einen Bann zu brechen, mache ich umgehend neue Aufnahmen, aber der Spuk setzt sich fort.

Die neuen Fotos reißen sich nahtlos bei den alten ein und jede zeitliche Distanz verschwindet unmittelbar nach dem Knipsen. Nur Kenner\*innen werden den Unterschied identifizieren können.

Als unfreiwillige Zeitkapsel enthält das Ding uralte Bilder meiner ersten Wohnung, die nun mit gnadenloser Gewalt in die Gegenwart einbrechen.

Schlagartig verringert sich die zeitliche Distanz auf null. Es schaudert mir ab dem Eindruck, dass die Fotos auch gerade so gut gestern hätten aufgenommen werden können.

Ich muss dabei an die einzige Stelle denken, die ich jemals in einem Buch des Philosophen Sloterdijk angestrichen habe.

In der er feststellt, dass der Film (man kann aber auch die Fotografie nennen) die Grundlagen aller Gedächtniskultur nachhaltig verändert habe.

«...dass Menschen in eintausend oder zweitausend Jahren, [...], noch bewegte Bilder von Personen sehen können, die von ihnen zeitlich so weit entfernt sind wie Cäsar, Kleopatra, Karl der Grosse, Harun al Raschid, Theophanu, Dschingis Kahn et alli (und andere) von uns.»

In der Konsequenz würde das bedeuten, dass die Möglichkeit, Geschichte zu erfahren, schwindet. Ich kann das nun irgendwie nachvollziehen.